

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — Oktober.

No. 10.

Redaktion: Berlin SW. 19, Seydelstr. 1.

Die statistischen Erhebungen über die Studirenden.

Seit dem Wintersemester 1886/87 erhebt die preussische Unterrichtsverwaltung für alle Semester statistische Daten über die persönlichen Verhältnisse der einzelnen Studirenden auf besonderen Zählkarten, welche im Königl. preussischen statistischen Bureau zentrale Bearbeitung erfahren. Die einzelnen Fragen beziehen sich hauptsächlich auf Alter, Geburtsort, Staatsangehörigkeit, Religionsbekenntniß, Beruf und Berufstellung des Vaters, bezogene Stipendien etc. Aus dem durch diese Aufnahmen gewonnenen überaus werthvollen Material wollen wir heute einige besonders wichtige Daten herausgreifen, wir werden uns dabei vorzugsweise an die Aufnahmen von 1886/87 und 1891/92 halten, weil es dabei möglich ist, auch die Verhältnisse der allgemeinen Bevölkerung nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1886 und 1890 zum Vergleiche heranzuziehen. Hierbei wird es allerdings nothwendig sein, auch auf die ausserpreussischen Universitäten des Deutschen Reiches einzugehen.

Fassen wir zunächst alle Hochschulen des Deutschen Reiches zusammen, also auch die technischen, die landwirthschaftlichen, die thierärztlichen, die Forst- und Berg-Akademien, so ergibt sich für die Zeit von 1869 bis 1891 folgendes Bild der Zahl der Studirenden. Es zählten Studirende:

	1869	1872	1875	1880	1885	1888	1891
die 22 Universitäten . . .	13 674	15 201	16 726	21 210	27 265	29 057	27 410
" 9 techn. Hochschulen . .	2 928	4 163	5 449	3 377	2 549	2 887	4 209
" 4 Forst-Akademien . . .	261	317	269	394	394	386	255
" 3 Berg-Akademien . . .	144	168	264	262	344	343	389
" 5 thierärztl. Hochsch. . .	267	271	284	436	735	962	1 047
" 4 landw. Hochschulen . .	357	298	269	353	468	483	694
zusammen . . .	17 631	20 418	23 261	26 032	31 755	34 118	34 004
pro 10 000 der männlichen Bevölkerung	8.83	10.03	11.08	11.73	13.85	14.39	13.88

Es hat also bis 1888 eine ununterbrochene Zunahme der Studirenden stattgefunden, die erst dann einer Abnahme Platz gemacht hat. Immerhin kann die aktive Zahl der Studirenden gegenüber andern Ländern

nicht als hoch bezeichnet werden, so kamen z. B. in dem als ungebildet verschrieenen Oesterreich 1890/91 bereits 16,32 Studirende auf 10 000 männliche Einwohner. Von Interesse sind auch in den mitgetheilten Zahlen die starken Schwankungen der Studirenden der technischen Hochschulen und das starke Anwachsen der Besucher der thierärztlichen und landwirthschaftlichen Anstalten.

Beschränken wir uns auf die Universitäten, so ist es möglich, die allgemeinen Zahlenverhältnisse und insbesondere auch den beobachteten Rückgang in den einzelnen Landestheilen des Näheren zu verfolgen. Aus den bereits oben angegebenen Gründen stellen wir hier die durchschnittlichen Verhältnisse des Studienjahres Michaelis 1886/87 denen von 1891/92 gegenüber; ebenso müssen auch zum Vergleich mit der Gesamtbevölkerung die Ausländer unter den Studirenden ausser Rechnung bleiben. Demnach kamen im ganzen Deutschen Reich 1886/87: 11,50 Studirende auf 10 000 männliche Einwohner, 1891/92 jedoch nur 10,59. Nach der Heimath der Studenten stand von den einzelnen Landestheilen natürlich Berlin obenan mit 20,00 auf 10 000 Einwohnern, dann folgt die freie Stadt Bremen mit 15,77, die bedeutend höher steht als Lübeck (12,81) und Hamburg (10,21). An dritter Stelle steht Hessen (14,81), dann folgt Baden (14,81). Der preussische Staat steht im Durchschnitt ungemein tief (9,68), und zwar die ländlichen Provinzen des Ostens ebenso niedrig wie die industrielle Rheinprovinz. Ueber dem preussischen Durchschnitt stehen von den einzelnen Provinzen Hessen-Nassau (11,95), Hannover (10,66), Sachsen (10,58), am tiefsten stehen Schleswig-Holstein, Posen und Brandenburg. Von den drei ausserpreussischen Königreichen steht Bayern am höchsten 12,94, am tiefsten Sachsen 11,86. Ueberhaupt wäre es falsch, in diesen Zahlen einen Maassstab für die Kulturentwicklung der einzelnen Landestheile zu erblicken, da eben hier auch einerseits die Wohlhabenheit, besonders aber die leichtere Zugänglichkeit zur höheren und Universitätsbildung in Betracht kommen. Aus diesem Grunde müssen die Städte höher stehen als das Land, und Berlin muss als Universitätsstadt höher stehen als Hamburg, welches eine Universität nicht besitzt. Allerdings kommt hier auch die grössere oder geringere Schätzung einer wissenschaftlichen Bildung in Betracht, und der Unterschied zwischen Bremen und Hamburg wird sicher darauf zu setzen sein. Wir werden dies ausführlicher zu besprechen haben, wenn wir auch das Studium selbst mit in den Kreis der Betrachtung ziehen. Zunächst wollen wir jedoch die einzelnen Theile des Deutschen Reiches in grössere Gruppen zusammenziehen in ein nordöstliches Deutschland, ein westliches und Mitteldeutschland und Süddeutschland. Hier steht Süddeutschland der relativen Zahl der Studirenden nach am höchsten (12,24), während der nordöstliche Theil des Deutschen Reiches nur auf 9,55, der mittlere und westliche auf 10,33 steht.

Von besonderem Interesse ist hier ein Vergleich mit 1886/87. Dabei zeigt sich gerade in Preussen ein sehr starker Rückgang von 11,31 auf 9,68 und zwar gleichmässig in allen Provinzen, selbst in Berlin fiel der Satz von 23,37 auf 20,00. Dagegen stieg die Zahl der Studenten in den ausserpreussischen Theilen des Deutschen Reiches von 11,78 auf

12,01, insbesondere bei Bayern von 12,17 auf 12,93, bei Sachsen von 11,33 auf 11,86 etc. Die Zahl der Studirenden aus den drei Hansastädten ist ebenfalls zurückgegangen, so dass wir also anscheinend gerade einem besonderen Rückgang der aus den Gross-Städten stammenden Studenten gegenüberstehen.

Die oben besprochenen Schwierigkeiten der Deutung eines Vergleiches der studentischen und der allgemeinen Bevölkerung verringern sich wesentlich, wenn wir die einzelnen Fakultäten einander gegenüberstellen. Hierbei wollen wir uns bei den Theologen auf die Angabe beschränken, dass das Maximum der evangelischen Theologen in Württemberg und den beiden Mecklenburg liegt. 1891/92: 2,88 bezw. auf 2,40 (auf 10 000 Einwohner), ausserdem stehen noch besonders hoch Pommern, Hannover, Provinz Sachsen und Thüringen. Die Zahl dieser Studenten ist seit 1885/86 sehr gefallen (in Mecklenburg z. B. von 3,85 auf 2,40), nur in Württemberg ist sie noch gestiegen. Die katholischen Theologen sind eigentlich nicht recht vergleichbar, da sie zum Theil auch in den Priester-Seminaren ausgebildet werden. Den höchsten Stand hatte 1891/92 Baden mit 2,29.

Juristen waren im Durchschnitt von ganz Deutschland 1891/92 2,70 auf 10 000 Einwohner gegen 1,96 im Jahre 1886/87. Den höchsten Satz hatte 1891/92 das Königreich Sachsen mit 4,18 (1885/86 nur 2,39) und Mecklenburg 3,61 (2,81). Ein gegenüber dem starken Steigen der Juristen sehr konstantes Verhalten zeigen Ostpreussen, Schlesien und Pommern.

Die Zahl der Mediziner ist in Deutschland zurückgegangen von 3,41 auf 3,17. Sie war 1891/92 am höchsten in Baden und in Brandenburg-Berlin mit 13,80, abgesehen von Bremen mit seinem ausnahmsweisen Betrage von 5,67. Die geringsten Sätze fanden sich in den Gegenden, deren meist ackerbaureibende Bevölkerung die ärztliche Hilfe am wenigsten anzurufen pflegt, in Schleswig-Holstein, Ostpreussen etc.

Der Antheil der Bevölkerung am Studium der philosophischen Fakultät hat nur in Schleswig-Holstein, Bremen, Elsass-Lothringen und Baden einen unbedeutenden Zugang erfahren, sonst ist er besonders in Norddeutschland stark gefallen, am meisten in Ostpreussen, Brandenburg, Hannover, Thüringen. Im Jahre 1891/92 war der Antheil am höchsten in Bremen (6,13, davon 3,06 Naturwissenschaftler), dann folgt das Gross-Herzogthum Hessen (5,83, davon nur 2,32 Studirende der Naturwissenschaften) und Baden mit 4,38 (nur 1,52 Naturwissenschaftler). Von den einzelnen Provinzen Preussens stand Hessen-Nassau am höchsten, hier kamen auf 10 000 Männer 1,79 Studenten der philologischen und 2,07 der naturwissenschaftlichen Fächer.

Ueber die persönlichen Verhältnisse der einzelnen Studirenden ist statistisches Material nur bei den preussischen Universitäten vorhanden. Hier sind es besonders der Beruf, die soziale Stellung und die Vorbildung der Väter der Studenten, über welche ein äusserst interessantes Material vorliegt. Um grössere Zahlen zu gewinnen, fassen wir hier die Zeit von Michaelis 1886 bis zum Sommer 1891 zusammen. Demnach erstreckt sich die Statistik über 12 630 reichsangehörige Studenten. Unter den-

selben befanden sich 3 244, also mehr als ein Viertel, deren Väter bereits Hochschulbildung (im weitesten Sinne) genossen hatten, und zwar am meisten natürlich bei den Juristen (37 pCt.), sodann bei den evangelischen Theologen (28 pCt.), von denen wieder fast zwei Drittel Söhne von Geistlichen waren, bei den Medizinern 24 pCt., bei den Mathematikern und Naturwissenschaftlern 21, bei den Historikern und Philologen 20 pCt. Weitaus am tiefsten ist die Zahl bei den katholischen Theologen, wo nur 4 pCt. der Väter eine Hochschule besucht hatten, während bei den evangelischen, selbst nach Abrechnung der Söhne von Geistlichen, immer noch 11 pCt. vorhanden waren.

Aus Berufsschichten mit Hochschulbildung kamen 2 820 oder 22 pCt. der Studirenden. Von den Vätern waren 875 Beamte (einschl. Rechtsanwälte), 420 Lehrer, 881 Geistliche, 463 Aerzte, 32 Thierärzte, 149 Apotheker. Von Landwirthen, deren Söhne studirten, hatten 10 pCt. Hochschulen, von Industriellen 15 pCt., von Handeltreibenden nur 2 pCt. besucht. Der Sohn folgte dem Berufe des Vaters bei den evangelischen Theologen in 19 pCt. der Fälle, bei den Juristen in 14 pCt., den Medizinern in 7 pCt., den Philologen in 6 und den Naturwissenschaftlern in 4 pCt. Was die sonstige Vertheilung auf die einzelnen Berufe anlangt, so stammten von 2 562 evangelischen Theologen 329 von selbstständigen Landwirthen ab, zumeist wohl Bauern, von selbstständigen Gewerbetreibenden 341, von selbstständigen im Handel und Verkehr 264; 489 waren Söhne von Lehrern, darunter befanden sich nur 63 akademisch gebildete, während der Rest zumeist wohl aus Volksschullehrern bestand. Der Offizierstand ist nur mit 11 Fällen vertreten, die höheren Beamten mit 71, dagegen die Subaltern- und Unter-Beamten mit 145 Fällen. Von Gewerbetreibenden in abhängiger Stellung zählt unter den Vätern der evangelischen Theologen die amtliche Statistik 173 auf, dies sind jedoch keineswegs etwa sämtlich Arbeiter, vielmehr sind hierunter 70 beim Verkehrsgewerbe aufgeführt, zumeist Subalternbeamte der Eisenbahn- und Post-Verwaltung, während der Rest sich zersplittert.

Die Ansicht, dass die katholischen Theologen mehr aus dem eigentlichen Volke hervorgingen, wird durch die Statistik nicht bestätigt. Unter den 581 hier behandelten waren 157 Bauern- und 70 Lehrerssöhne. Aus den Kreisen der abhängigen Arbeiter etc. stammten nur 48. Nicht ohne Interesse nehmen wir auch wahr, dass nur 5 Söhne von Kirchendienern etc. waren; die Offiziere sind gar nicht vertreten, die Unteroffiziere nur mit 2 Fällen.

Den sozial höchsten Schichten entstammen natürlich die Juristen. Unter den Vätern der 2348 Studirenden der 10 Semester waren nur 11 Personen, welche in abhängiger Stellung in der Industrie thätig waren, dagegen 328 selbstständige Landwirthe, 290 Industrielle, 405 selbstständige Kaufleute, 62 Offiziere, 367 höhere Beamte, 73 Geistliche und 94 akademisch gebildete Lehrer, die Subalternbeamten sind mit 114, die Volksschullehrer mit 61 Fällen vertreten.

Von den 3471 Medizinern waren 405 Söhne selbstständiger Landwirthe, 577 von Industriellen und 755 von selbstständigen Kaufleuten. Ausserdem waren 27 Väter Offiziere, 157 höhere Beamte, 152 Geistliche

und 100 höhere Lehrer, ferner 154 Subalternbeamte und 203 Volksschullehrer.

An Philologen weist unsere Statistik 1522 auf, an Naturwissenschaftlern 1076. Die Landwirthschaft ist bei beiden etwa gleich vertreten mit 143 bezw. 104 Fällen. In der Industrie überwiegen jedoch relativ mehr die Naturwissenschaften mit 264 Fällen (25 pCt.) gegen 299 (19 pCt.), wozu wesentlich auch die chemische Industrie beiträgt. Dagegen studirten von den Söhnen der Offiziere doppelt soviel (18 pCt.) die philologischen Fächer als die naturwissenschaftlichen (9 pCt.). Unter den Söhnen der Kaufleute überwiegen wieder relativ mehr die Naturwissenschaftler, hier kommen auf 244 Philologen 209 Naturwissenschaftler. Gleich sind beide vertreten bei den höheren Beamten (67 gegen 46), dagegen überwiegen die Philologen bedeutend bei den Geistlichen (72 gegen 30), den Lehrern (246 gegen 92, die von höheren 90 gegen 44), den Subalternbeamten (109 gegen 53).

Einen sehr interessanten Einblick in die soziale Lage der Angehörigen der einzelnen Fakultäten geben auch die Stipendien und sonstigen Benefizien, welche die Studenten genießen, insbesondere sind es hier die Honorarstundungen, welche als Anhalt dienen können, da diese nur wirklich Bedürftigen gewährt wird, während Stipendien oft in bestimmten Familien ohne Rücksicht darauf zur Vertheilung gelangen. Hier werden am besten die beiden theologischen Fakultäten aus der Betrachtung fortgelassen. Es hatten dann von den Studirenden der drei übrigen Fakultäten zusammen im Studienjahr 1890/91 im Ganzen 16,6 pCt. der Studirenden Erlass oder Stundung des Honorars und zwar von den Evangelischen 13,8, von den Katholiken 22,0, von den Juden jedoch 23,4 pCt., und zwar waren die Mediziner am meisten betheiligt (Evangelische 23,1, Katholiken 33,9, Juden 31,9 pCt.). Demnächst die philosophische Fakultät (Evangelische 11,8, Katholiken 20,1, Juden 11,9 pCt.), zuletzt die Juristen (Evangelische 5,4, Katholiken 7,11, Juden 12,6 pCt.). In allen drei Fakultäten sind die Evangelischen die wohlhabendsten, die Juden sind in der juristischen Fakultät die weitaus ärmsten, stehen aber auch in der medizinischen nur wenig hinter den Katholiken zurück. Dass sie in der philosophischen Fakultät den Evangelischen so nahe stehen, rührt wohl davon her, dass bei der absoluten Aussichtslosigkeit des Lehrfaches für Juden nur durchschnittlich Wohlhabendere sich diesen Fächern zuwenden. Berücksichtigt man noch, dass jedenfalls Juden schwerer zu den genannten Vergünstigungen zugelassen werden, so dürfte die landläufige Anschauung, dass die Juden deshalb zu einem weitaus grösseren Prozentsatz studiren, weil sie wohlhabender sind, damit endgültig widerlegt sein.

L. Bergen.

Der internationale Frauenkongress.

Von Wally Zepler in Berlin.

Die Woche vom 21. bis 27. September stand unter dem Zeichen des Kongresses für „Frauenwerke und Frauenbestrebungen“. Diese Be-

zeichnung war durchaus korrekt gewählt; demnach lag natürlich für die Veranstalterinnen des Kongresses der Schwerpunkt auf den Frauenbestrebungen, d. h. auf den sogenannten Emanzipationsbestrebungen, und in demselben Sinne wurde dieser Frauentag auch allgemein aufgefasst. Dass ein solcher Kongress hier im Rathhaussaale tagen konnte, ist an sich eine bemerkenswerthe Thatsache, bemerkenswerther noch ist das grosse Interesse, das ihm allgemein gewidmet wurde. Nahmen doch seine Verhandlungen in sämtlichen Tageszeitungen einen Raum ein, wie er sonst nur an politische Haupt- und Staatsaktionen verschwendet wird, wieder einmal ein schlagender Beweis der zwar einleuchtenden, aber dennoch nicht immer begriffenen Thatsache, dass kein Spott und Hohn, wie er ja reichlich genug über die Frauenemanzipation niederregnete, den Fortschritt einer innerlich berechtigten Sache hemmen kann. Aber auch davon abgesehen, bot die Versammlung manches Interessante. Ein Kongress im eigentlichen Sinne war es freilich nicht. Die Sectionssitzungen abgerechnet, gestattete man weder Diskussion, noch wurden irgend welche Beschlüsse gefasst; ja, für die ängstliche Sorgfalt, mit der man einem etwaigen Aneinanderprallen der Meinungen aus dem Wege ging, war folgender Vorfall recht charakteristisch: Als die italienische Delegirte Frl. Montessori am Schluss einer italienisch gehaltenen Rede über die Arbeiterinnenlöhne in Italien der Versammlung die Forderung unterbreitete, überall für gleichen Arbeitslohn männlicher und weiblicher Arbeiter in Staatsbetrieben zu agitiren, zog es die Vorsitzende vor, statt diese Resolution einer Abstimmung zu unterwerfen, stillschweigend darüber hinwegzugehen; und diese weiche Taktik hatte augenscheinlich den Beifall aller anderen Delegirtinnen, denn es regte sich nirgends ein Widerspruch.

Um indessen gerecht zu sein, muss man zugeben, dass es nicht bloss Willkür war, die die Leiterinnen veranlasste, von Diskussionen und Beschlüssen Abstand zu nehmen. Der Kongress war als Demonstration gedacht; zu diesem Zweck musste die Theilnahme möglichst gross sein. Zudem ging die Idee von der „guten“ Frau Lina Morgenstern aus, (auf welches Epitheton sich die Dame ein historisches Recht erworben zu haben scheint); diese Urheberin allein genügte, um die Theilnahme einer grossen Zahl nützlicher und unnützer Wohlthätigkeitsanstalten, Volksküchen, Kochschulen, Heimen und dergl. zu veranlassen, die mit den eigentlichen Frauenemanzipationsbestrebungen anderes nicht gemein hatten, als dass sie eben auch von Frauen ausgingen. Um das Bild vollständig zu machen, hatte man auch die Führerinnen der Arbeiterinnenbewegung geladen; diese aber lehnten aus Gründen, auf die wir noch später zurückkommen wollen, ab. Das Band dieser Versammlung war also ein rein äusserliches. Die privaten, politischen und sozialen Meinungen der Theilnehmerinnen spielten in allen möglichen Farben vom ausgesprochenen Roth des Frl. Montessori bis zum unschuldigen Weiss der Sittlichkeitskämpferinnen; was sollten da Beschlüsse oder Diskussionen? Diesem Bilde entsprechend waren natürlich auch die Vorträge; sie hielten sich auf den verschiedensten geistigen Niveaus. Unter den hundert viertelstündigen Reden gab es kurze, historische

Rückblicke über niederes und höheres Schulwesen, ganz interessante Zusammenstellungen über Ausdehnung des Frauenstudiums in den verschiedenen Ländern, einige kritische und einige selbstgefällige Berichte über Wohlfahrtseinrichtungen, Referate über Kleiderreform, neben solchen über Prostitution, rein statistisch wissenschaftliche Darstellungen wie die der Frau Dr. Daczynska über weibliche Uebervölkerung neben mehr oratorischen und endlich an dem interessantesten Tage gab es auch Vorträge über die Arbeiterinnenfrage.

Dieser Tag war der interessanteste nicht allein, weil er die besten Reden der Delegirten brachte, so die der Frau Schlesinger-Eckstein, der Frau Daczynska und besonders die des Frl. Montessori, sondern auch durch das Dazwischentreten der Frau Lily Braun, die, aufgefordert eine Rede über Arbeiterinnenbewegung zu halten, den versammelten Frauen den Fehdehandschuh hinwarf, indem sie im Namen ihrer sozialistischen Genossinnen die Theilnahme an einem Kongress der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen ablehnte, die Delegirten aber zum Zweck freier Aussprache zu zwei sozialistischen Frauenversammlungen einlud.

In diesen Versammlungen, die an sich schon durch den Gegensatz der Proletarietypen und der zahlreich erschienenen Bürgerfrauen ein fesselndes Bild boten, legten nun die Sozialistinnen, besonders Frau Braun und Frau Zetkin ihren gegnerischen Standpunkt gegenüber der bürgerlichen Bewegung dar und forderten die bürgerlichen Frauen zur Diskussion und Erwiderung heraus.

Die Reden der Sozialistinnen standen, kraft der Weltanschauung, die sie vertraten, allerdings hoch über dem Durchschnitt der Kongressreden. Eine konsequente Sache lässt sich eben sehr viel besser vertreten, als eine inkonsequente, und der Sozialismus hat es leicht genug, da Angriffspunkte zu entdecken, wo aus allen Ecken und Enden die Ohnmacht herauslugt. Ja, angesichts des Bekenntnisses, das die Kongressmitglieder bei verschiedenen Gelegenheiten ablegen mussten, dass nämlich alle ihre Bestrebungen nicht fähig seien, radikal die Schäden zu heilen, die ihnen auf Schritt und Tritt entgegentreten, war die Frage berechtigt genug: Was hindert's diejenigen unter den bürgerlichen Frauen, denen nicht, wie Frau Zetkin von einigen brieflich versichert wurde, die Rücksicht auf die hohe Beamtenstellung ihrer Gatten oder Väter den Mund schliesst, sich offen zum Sozialismus zu bekennen, als der einzigen Lehre, die alle auch vor ihnen auftauchenden Widersprüche dieser vernünftigsten aller Welten löst? Er war dann auch als Demonstration ergötzlich und wirksam genug, dass die drei einzigen Theilnehmerinnen des Kongresses, die nach den Sozialistinnen noch zu reden wagten, sich mehr oder weniger klar für den Sozialismus erklärten. Wenn indessen die Versammlung aus dieser Thatsache den Schluss zog, dass sich nun wirklich garnichts zu Gunsten der bürgerlichen Frauen erwidern liess, so war das doch aus verschiedenen Gründen durchaus irrig. Wo man bei einem Einzelnen oft berechtigter Weise Beschränktheit annimmt, wenn es sich um ein starres Festhalten bestimmter Meinungen trotz offener Widersprüche handelt, hat dieselbe Erscheinung innerhalb einer ganzen Klasse gewöhnlich eine tiefer liegende Ursache. Denn das Verhalten einer Klasse

gewissen Ideen gegenüber resultirt nicht aus den Erwägungen der Einzelnen, sondern aus der geschichtlichen Stellung der Klasse. Um Widersprüche zu vermeiden, müssen wir hier vor allem kurz die Vorwürfe rekapituliren, die seitens der Sozialistinnen den bürgerlichen Frauen gemacht wurden. Sie bezogen sich hauptsächlich auf drei Punkte: Ihr mangelndes Interesse für das rein materielle Elend ihrer proletarischen Schwestern, die Beschränktheit der Frauen in ihren Anschauungen über die geschlechtliche Sittlichkeit, eine Beschränktheit, die es möglich machte, dass viele unter ihnen die Prostitution durch ein polizeiliches oder gar durch ein kaiserliches Verbot aus der Welt schaffen zu können glauben, und, last not least, die Wichtigkeit, die die bürgerlichen Frauen dem sogenannten geistigen Kampf in ihren Reihen und der Förderung beilegen, Gymnasien und Universitäten für das weibliche Geschlecht zu eröffnen. Mit Recht nannten die Sozialistinnen den Kampf der bürgerlichen Frauen einen Geschlechts-, den der Proletarierinnen einen Klassenkampf. Da, wie schon erwähnt, der Kongress trotz alles Beiwerks ein Kongress der Frauenrechtlerinnen sein sollte, wollen wir hier zunächst auf den dritten Einwand eingehen, d. h. wir wollen untersuchen, ob es sich bei dem Kampf der Frauenrechtlerinnen, wie ihnen vorgeworfen wurde, wirklich nur um eine Damenfrage und die geschichtlich höchst gleichgültige Thatsache handelt, ob einige Hundert Frauen Doktoren werden oder nicht. Das Ergebniss dieser Untersuchung mag dann ein Schlaglicht auch auf die beiden andern Punkte werfen.

Die historische Bedeutung einer Bewegung ist offenbar identisch mit ihrer Bedeutung für die Fortentwicklung der Menschheit. — Wenn es wahr ist, dass bei der ganzen bürgerlichen Frauenrechtleri nichts weiter auf dem Spiele steht, als die seelische Befriedigung einiger im Spiel des Lebens leer ausgegangener Bürgermädchen, so ist die Bewegung geschichtlich gerichtet, mag es den Einzelnen auch noch so Ernst mit ihrer Sache sein. Nun müssen uns aber zwei Erscheinungen hier stutzig machen: Der internationale Zug der Frauenbewegung, der so gut für diese charakteristisch ist, wie für die Arbeiterbewegung und ein Blick auf die gegenwärtige europäische Litteratur. In der Kunst drängt zum Ausdruck, was mehr oder weniger ausgesprochen im Bewusstsein der Zeit liegt, denn der Dichter ist nur der mit feinerer psychologischer Erkenntnisgabe ausgestattete Zeichendeuter der Zeit. Glauben wir aber dem Dichter, so ringt sich in unserem Jahrhundert ein ganz neuer Frauentypus empor, ein wirklich neuer Menschentypus, der in schroffem Gegensatz steht, zu dem des naiven weltunkundigen Geschöpfes, unter dem wir bis jetzt die Frau par excellence verstanden, eine „neue Frau,“ die einst ihre Vorgängerin von ihrem historischen Platz verdrängen wird.

Nun bedarf es wohl keiner Erörterung darüber, welche eminente Bedeutung für den Fortschritt der Menschheit ein solcher Typus gewinnen müsste, eine um so eminentere Bedeutung, als es das erste historische Beispiel einer Wandlung der Frau als Klasse wäre, während gleiche Wandlungen sich im Lauf der kulturgeschichtlichen Entwicklung für das männliche Geschlecht schon wiederholt vollzogen haben. Soweit also die bürgerliche Frauenbewegung an dem Werden eines solchen Typus

einen Antheil hat, wäre auch ihr geschichtlicher Werth jedem Zweifel entrückt.

Wie ist der neue Frauentypus beschaffen? Es ist erklärlich, dass weder die Wirklichkeit noch die Dichtkunst uns Gestalten zeigt, die geeignet wären, uns diesen Typus in gänzlich reiner Form darzustellen; er ist eben ein werdender und wird erst in einer zukünftigen Gesellschaftsform die Bedingungen seiner vollkommenen Entfaltung finden; sehr wohl aber enthüllen sich uns unter allen zufälligen und persönlichen Zügen hervorragender Frauen in Dichtung und Leben zwei seiner charakteristischsten Merkmale: Das neue Frauengeschlecht wird sich von dem alten ebenso sehr durch die Höhe der geistigen Entwicklung, als durch die Verschiedenheit der sittlichen Anschauungen unterscheiden. Das beste Bild der Herausgestaltung dieser Merkmale und ihrer Erscheinungsform in dem neuen Frauenideal werden wir durch eine Untersuchung ihres Ursprungs gewinnen. —

Sehr richtig bemerkte Frau Zetkin in einer ihrer Reden, dass schon wiederholt in der Geschichte Frauen eine höhere geistige Bildung erreicht haben, ja, dass sie, wie in der Zeit der italienischen Renaissance Doktoren und Professoren geworden sind, ohne dass doch eine irgend wie allgemeinere Frauenbewegung hieraus entstand. Auch hier gaben wieder die ökonomischen Verhältnisse den Untergrund, auf dem sich aus dem Streben Einzelner eine Bewegung verhältnissmässig grösserer Schichten entwickeln konnte. So lange die Frau des Mittelbürgerthums von der hauswirthschaftlichen Thätigkeit in ihrer eigenen Familie so in Anspruch genommen wurde, dass ihre Zeit dadurch voll ausgefüllt war, blieb auch ihr Geist in den engsten Grenzen häuslicher Interessen befangen; erst mit dem weiter fortschreitenden Verfall der hauswirthschaftlichen Produktion gewann sie Musse, sich ein Wissen anzueignen, wie es zuvörderst die nöthigste Grundlage für jeden geistigen Fortschritt überhaupt war.

Das maassgebende Motiv für die Entstehung einer Bewegung aber war, wie dies ja häufig genug ausgeführt worden ist, die zunehmende Ehelosigkeit unter den Töchtern der Mittelklasse. Mit den dauernd schwieriger sich gestaltenden Erwerbsverhältnissen war es den Männern in vielen Fällen unmöglich gemacht, eine Familie auf dem in ihrer Klasse üblichen standard of life zu erhalten, in anderen Fällen gelangten sie dazu erst in späterem Lebensalter. Dadurch war eine grosse Zahl von Mädchen zur Ehelosigkeit verurtheilt. Ehelosigkeit aber bedeutete für ein bürgerliches Mädchen eine Art gesellschaftlicher Vehme. Die Frau war bis dahin stets nur in einer Eigenschaft geschätzt worden, nämlich in ihrem Geschlechtscharakter, Als Gattin und Mutter genoss sie gesellschaftliche Achtung; als unverheirathetes Mädchen war sie ein absolut überflüssiges Geschöpf, eine armselige Menschenkarrikatur, der wahre Paria der Gesellschaft. Ein anderes Moment noch trat hinzu. Die Unmöglichkeit früh zu heirathen, drängte den Mann zu einer andern Befriedigung seiner Sinnlichkeit. Ein starkes Anwachsen der Prostitution, Ehebruch, kurz, das ganze Heer geschlechtlicher Auswüchse, die den Verfall der bürgerlichen Ehe begleiten, war die unmittelbare Folge. Die Frau, die auf der einen Seite die Bethätigung des Geschlechtscharakters

beim Weibe als die erste Bedingung der Schätzung des Mannes erkannte, sah diesen selben Geschlechtscharakter auf der andern Seite in jeder Weise verhöhnt und in den Schmutz gezogen. Da vollzog sich in dem Geist des Weibes eine Reaktion. Die Frau fing an, sich dagegen aufzulehnen, dass sie Geschlechtswesen und nichts als dieses sein sollte; sie fing an, ihren Geschlechtscharakter, als solchen zu missachten, ihn als etwas Minderwerthiges und Gemeines zu empfinden; sie fühlte in sich den Keim individuellen Menschenthums; sie wollte Mensch sein wie der Mann, die Achtung des Mannes auf Grund ihrer individuellen Persönlichkeit erzwingen. Das war nur möglich, wenn sie auf dem ur-eigensten Gebiete des Mannes die Konkurrenz mit ihm aufnahm, wenn sie sich erwarb, was den Mann zum Menschen stempelte; Geistesbildung. Der Mann, der über eine Jahrhunderte lang vererbte Geisteskultur verfügte, konnte die Frau nicht als ebenbürtig betrachten, deren Geist auf dem elementarsten Bildungsniveau stecken geblieben war. Hier setzte also der geistige Kampf der Frau ein. Sie wollte schöpfen an allen Quellen des Wissens an denen der Mann schöpfte; sie wollte erobern, was Jahrhunderte ihr vorenthalten hatten, die Zentralstätten der Bildung, die Universitäten sollten sich vor ihr öffnen. Das war es, was die Frauenrechtlerinnen in ganz Europa in dem Streben vereinte, sich vor allem andern die Hochschulen zu erkämpfen, das war es, was sie überall veranlasste, die Gleichwerthigkeit des weiblichen Geistes mit dem männlichen mit solchem Nachdruck zu betonen. Andererseits gingen aus den gleichen Motiven auch die sonderbaren Auswüchse hervor, die die Frauenemanzipation in ihren ersten Anfängen charakterisirten und sie so oft der Lächerlichkeit preisgaben. Weil die Frauen in ihrem Geschlechtscharakter etwas Niedriges sahen, suchten sie ihn nun in jeder Weise zu negiren; sie vernachlässigten absichtlich den Kultus ihrer weiblichen Reize, suchten sich überall „männlich“ zu bewegen und glaubten dadurch schliesslich, wirklich mehr oder weniger ihre Geschlechtseigenenthümlichkeiten verwischen zu können. In sinnlicher Beziehung neigte die emanzipirte Frau folgerichtig zu einer mehr oder weniger strengen Auffassung; sie verurtheilte scharf den oft genug hervortretenden Cynismus der Männer ihrer Klasse in geschlechtlicher Beziehung und suchte die Gleichstellung beider Geschlechter auch in dieser Hinsicht durch die Forderung zu erzielen, dass auch der Mann vor der Ehe geschlechtliche Enthalttsamkeit übe. Svava im Björnson'schen Handschuh ist der dichterische Ausdruck dieser Auffassung.

Streben nach hoher Geistesbildung und Zurückdämmen des sinnlichen Moments sind also die Merkzeichen des bürgerlichen Frauenemanzipationskampfes. Der Ursprung dieses Kampfes stempelt ihn von vornherein zu einem ausgesprochenen Geschlechtskampf; aber er stempelt ihn ebenso zu einem Kampf der bürgerlichen Frauen, aus deren ökonomischer Lage allein er hervorgehen konnte. Natürlich wollen wir nun durchaus nicht behaupten, dass diese knappe Darstellung die Motive und Anschauungen der Frauenrechtlerinnen auch nur annähernd erschöpft; wir haben hier absichtlich sehr bedeutende Entwicklungsmomente ausgeschieden, wie, um nur eins zu nennen, den natürlichen Wissensdrang,

der sich überall da entfaltet, wo überhaupt die ersten Stufen des Wissens erklommen sind; hier galt es nur einen Ausdruck zu gewinnen gerade für die unbewussten Triebkräfte dieses Kampfes, um dadurch seine geschichtliche Bedeutung etwas klarer hervortreten zu lassen. — Wenden wir uns nun einmal zu einer Betrachtung der Lage der proletarischen Frau. Die proletarische Frau nimmt eine durchaus andere Stellung im sozialen Leben ein wie ihre bürgerliche Schwester. Ihr Bildungsniveau ist das gleiche wie das ihres männlichen Klassengenossen; ihre Erwerbsthätigkeit bewegt sich auf denselben Gebieten. Demnach basirt auch die proletarische Ehe auf ganz anderen Voraussetzungen als die Ehe in der Bourgeoisie. Der Proletarier erreicht in sehr jungem Alter das Maximum seines Arbeitsverdienstes; genügt dieser Verdienst nicht zur Erhaltung einer Familie, so trägt die verheirathete Frau durch eigenen Erwerb zum Bedarf bei. Bleibt die Proletarierin unverheirathet, ein Fall, der verhältnissmässig selten eintritt, so erwirbt sie sich, wenn auch nicht unter völlig gleichen, so doch unter ähnlichen Bedingungen, ihren Lebensunterhalt wie der Mann. Wird sie Wittwe, oder handelt es sich um eine Scheidung, so steht sie dem Geschick aus denselben Gründen nicht so willenlos gegenüber wie die bürgerliche Frau. Das heisst mit anderen Worten: Die Proletarierin bildet im sozialen Getriebe eine Persönlichkeit so gut wie der Mann; sie steht ihm in wirtschaftlicher Selbstständigkeit gegenüber. Diese ökonomische Gleichstellung beider Geschlechter hat naturgemäss auch in der proletarischen Klasse den Sittlichkeitsbegriff gegenüber dem bürgerlichen modifizirt. Schon vor der Ehe stehen auch in geschlechtlicher Beziehung Mann und Frau hier auf gleicher Basis. Der Mann kann sich nicht wie der Bourgeois durch aussereheliche Befriedigung seiner Sinnlichkeit schadlos halten. Das Mädchen, dem die Ehe weder soziale Stellung noch die Anwartschaft auf ein unthätiges Leben bringt, das vielmehr in der Ehe genau so viel giebt, als sie empfängt, hat nicht nöthig, mit gleicher Aengstlichkeit wie das bürgerliche Mädchen als Preis für diese Güter ihre geschlechtliche Unberührtheit zu wahren. Hierzu tritt noch ein anderes sehr maassgebendes Moment. Der Zusammenhalt in der proletarischen Familie ist eben durch die Erwerbsverhältnisse, die neben dem Vater den Kindern so oft die Mutter entziehen, ein sehr viel loserer geworden. Vom 14.—16. Lebensjahre auf eigenen Erwerb angewiesen, ist das Mädchen von dieser Zeit an dem Einfluss der Familie überhaupt mehr oder weniger entrückt. Sie kennt nicht den Wust von Sittsamkeitsvorschriften, die in der bürgerlichen Mädchenerziehung eine so grosse Rolle spielen, geschweige denn andauernde Bewachung. Ihre Thätigkeit bringt sie in fortwährenden Kontakt mit ihren männlichen Berufsgenossen. Dieser freie Verkehr der Geschlechter erleichtert an sich schon die Anknüpfung von Liebesbeziehungen, und zwar von Liebesbeziehungen, in denen von beiden Seiten nicht materielle Berechnung, sondern wirkliche Neigung den Ausschlag giebt. In der Mehrzahl der Fälle führen diese Beziehungen junger Leute zur Ehe; wo dies aber nicht eintritt, wird das Mädchen, die etwa Mutter geworden ist, in Folge dieser langsamen Wandlung der Sittlichkeitsbegriffe von ihrer Klasse weit weniger herbe-

verurtheilt, wie in gleichem Fall das bürgerliche Mädchen. Der Sittlichkeitsbegriff der Proletarierin entwickelt sich also nicht in paralleler, sondern in entgegengesetzter Richtung mit dem der bürgerlichen Klasse. Wo hier schroffe Ungleichheit zwischen beiden Geschlechtern, gezwungene Askese auf der einen, Cynismus und Zügellosigkeit auf der anderen Seite herrschen, strebt die Proletarierin einem naturgemässen, reinen und freien Verhältniss der Geschlechter zu, einem Verhältniss, das keine Zweckmässigkeitsmotive kennt, vielmehr die geschlechtliche Liebe zur einzigen Grundlage hat. Sie strebt dem zu, was wir unter dem Ideal der „freien Liebe“ begreifen, einem Zustand, in dem man aufhören wird, in der Hingabe des Mädchens an den Mann, den sie liebt, eine Unkeuschheit zu sehen, die erst in dem Augenblick aufhört, wo ein gesetzlicher Akt die Liebesbeziehungen regelt.

Diese freieren sittlichen Anschauungen haben sich, wie wir sahen — auf der Grundlage der ökonomischen Selbstständigkeit der Frau in der proletarischen Klasse entwickelt. Diese ökonomische Selbstständigkeit schloss von vornherein einen Kampf der Geschlechter in der proletarischen Entwicklung aus, involvirte vielmehr da, wo der männliche Arbeiter in einen Kampf um Hebung seiner sozialen Lage eintrat, eine gleichlaufende Bewegung der Arbeiterin. Die sogenannte proletarische Frauenbewegung ist nur ein Theil der grossen Arbeiterbewegung und hat als solche keinerlei Vergleichspunkte mit der bürgerlichen Frauenbewegung.

Kommen wir nach diesen Untersuchungen auf unsere ursprüngliche Frage zurück: Worin dokumentirt sich das neue, nach Gestaltung ringende Frauenideal und wo liegt sein historischer Ursprung, so ergibt sich uns folgendes Resultat:

Der neue Frauentypus, der seine volle Verwirklichung in der sozialistischen Gesellschaft finden wird, begreift in sich ein Verschmelzen des bürgerlichen und des proletarischen Frauenideals, d. h. des Ideals hochentwickelter Geistigkeit, das durch die aufstrebende bürgerliche Frau und des Ideals freier Sittlichkeit, das durch die proletarische Frau entwickelt wurde. Nur aus der Verschmelzung beider Elemente konnte der neue Typus erstehen. So wenig aus den gänzlich zersetzten und unnatürlichen geschlechtlich-sittlichen Zuständen der bürgerlichen Gesellschaft eine Neugestaltung der geschlechtlichen Beziehungen und damit eine Umwerthung der sittlichen Begriffe herauswachsen konnte, vielmehr die Reaktion auf diese Zersetzung in einem Zurückgreifen, auf ein vergangenes, asketisches Ideal bestand, so wenig konnte die proletarische Frau aus ihrer materiellen Noth und geistigen Unbildung heraus zu einem Ideal geistiger Höhe gelangen. Hier also liegt die historische Bedeutung der bürgerlichen Frauenbewegung, eine Bedeutung, die in dem grossen Kampf um Aufhebung der sozialen Noth, der die proletarische Klasse jetzt völlig absorbt, leicht unterschätzt werden kann.

Wilhelm Weitling

geb. den 5. Oktober 1808, gest. den 25. Januar 1871.

Von Eduard Fuchs in München.

Das Schauspiel: „Entscheidungskampf zwischen Kapital und Arbeit“, das die Entwicklung in diesem Jahrhundert auf die Bühne der Weltgeschichte gesetzt hat, bewegt sich gegenwärtig in breiteren Bahnen. Der erste Akt hat seinen dramatischen Höhepunkt überschritten, die Vorgänge auf der Volksbühne sind für den Moment nicht derart packend, dass sie die Aufmerksamkeit allein auf sich konzentriren, die athemlose Spannung, die noch bis vor wenigen Jahren alle Gemüther gefangen hielt, ist gewichen und hat einer tieferen Einsicht in den voraussichtlichen Gang der Handlung Platz gemacht. Das Bild hat sich überall geklärt und alle Vorgänge lassen erkennen, dass wir noch an keinem Orte vor der nahen Lösung irgend eines Konfliktes stehen.

Dieses Stadium benutzt die Sozialdemokratie, ihre Geschichte zu schreiben, überall sind Vorarbeiten dazu im Gange.

Man beginnt zurückzuschauen auf die einzelnen Etappen, untersucht ihren Zusammenhang, analysirt die Ereignisse, ihren Einfluss und ihre Fortwirkung. Man lässt die Träger der Hauptrollen Revue passiren, wirft die Fragen auf, inwieweit sie fördernd oder hindernd auf die Entwicklung des Stückes einwirkten, wie sie der Aufgabe gerecht wurden, die ihnen zufiel, man kontrollirt wieviel sie von Anderen übernahmen, wieviel sie Eigenes hinzufügten und was Andere wieder von ihnen aufnahmen, man sucht zu ergründen, welche Resultate ihrer Thätigkeit zum dauernden Gemeingut wurden, was überhaupt heute noch von ihnen lebt und was als werthlos die Spätergeborenen bei Seite legten — und aus all diesem sucht man festzustellen, welcher Rang und welche Bedeutung ihnen in diesem gewaltigen Schauspiel zukommt. —

Der Träger einer Titelrolle ist es, den die nachfolgenden Zeilen behandeln, in ihm, als dem Hauptvertreter der Arbeiterbestrebungen der dreissiger und vierziger Jahre, spiegelt sich jene Zeit selbst wieder, sowohl in ihrer Unreife, wie in ihrem unüberwindlichen Glaubensmuth.

„Weitling war die erste deutsche Faust, die an die Thore der Reichen schlug,“ schrieb Dronke*) im Jahre 1848 in einem Artikel über Weitlings Hauptwerk „Die Garantien der Harmonie und Freiheit.“**) Es ist dies nicht ganz richtig, denn bereits im Juli des Jahres 1834 pochte mit ziemlich kräftigen Schlägen eine deutsche Faust an die Thore der Reichen, Georg Büchner mit seiner berühmten Flugschrift „Der hessische Landbote.“***) Freilich das Pochen Büchners wurde kaum vernommen, es verhallte wirkungslos. Die Wenigen, welche es hörten und verstanden, seine politischen Gesinnungsgenossen, hielten sich entsetzt die Ohren zu, als die furchtbar deutliche Sprache, die das revolutionäre Manifest des jungen genialen Dichters redete, dröhnend an ihr Ohr schlug, und jene, an die es gerichtet war, die hessischen Bauern, welche durch die eindringliche Sprache des Manifestes, durch seine schlagenden Argumente aufgerüttelt werden sollten, sie liefen erschreckt damit zur Polizei. Dagegen

*) Dr. Ernst Dronke, Mitredakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“ und Freund von Karl Marx.

**) 1842 erschien in Vivis die erste, 1845 die zweite, 1849 in Hamburg die dritte Auflage. Des ferneren 1849 in französischer und 1846 in norwegischer Uebersetzung.

***) Der hessische Landbote, von Georg Büchner. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken von Dr. Eduard David (Zehntes Heft der Sammlung gesellschafts-wissenschaftlicher Aufsätze, herausgegeben von Eduard Fuchs, Verlag M. Ernst, München).

war Weitling die erste deutsche Arbeiterfaust, die an die Thore der Reichen schlug und so wenig Büchner gehört und verstanden wurde, so weit vernahm man das Pochen des Magdeburger Schneidergesellen. Der Züricher Regierung fuhr es so sehr in die Glieder, dass sie in einer amtlichen Erklärung schrieb, Weitling sei durch seine Schriften allein im Stande „die nahe Gefahr einer gewaltsamen Umwälzung herbeizuführen.“*)

Die hervorragende Stellung, welche Weitling in der Geschichte des Sozialismus zukommt, nimmt er nun freilich nicht ein als erster Arbeiter, der irgend welche Forderungen den Reichen gegenüber geltend macht, sondern durch eine ganz bestimmte Forderung, die er aufstellt als Resultat seiner Einsicht in die Ursachen der sozialen Misère; eine Forderung, die von ihm zum ersten Male bewusst in Deutschland vertreten wird, nämlich die des Kommunismus. Im Privateigenthum, in der ungleichen Vertheilung der Güter erblickt er die Ursache aller Uebel. Der Arbeiter Elend und Noth „das kömmt von der ungleichen Vertheilung der Arbeit und der durch sie hervorgebrachten Güter. Durch sie wird Armuth und Reichthum erzeugt; denn Arme giebt es nur bei Reichen und Reiche nur unter Armen.“**) In der Gütergemeinschaft erkennt er die Grundlage des Glücks, sie wird dereinst die Menschheit zu einer einzigen grossen Familie umgestalten, wo alle mit gleicher Liebe zu einander erfüllt sind, „die gleiche Lebenslage Aller bewirkt Sorglosigkeit und Freundschaft, mithin das Glück Aller.“***) Wohl findet man schon vor Weitling bei verschiedenen deutschen Denkern einzelne Gedanken mit kommunistischer Tendenz, aber stets blieben dieselben ohne jede praktische Beziehung zum Volke. Bei Weitling dagegen treffen wir zum ersten Male nicht blos eine zusammenhängende, auf das gesammte gesellschaftliche Leben der Menschen ausgedehnte Anwendung der kommunistischen Gedanken, sondern auch den Versuch, auf dem Wege der mündlichen Agitation und durch die Organisation des Proletariats, als des modernen Trägers kommunistischer Ideen, die Verwirklichung derselben in grossem Maassstabe herbeizuführen. Das macht Weitling zum ersten deutschen Theoretiker des Kommunismus. Er ist aber auch dessen erster Agitator unter den Deutschen gewesen. Im Auftrag des „Bundes der Gerechten,“ dem er in Paris 1836 beitrug und der in seiner Mehrzahl aus Arbeitern bestand, siedelte er 1840 nach der Schweiz über, weil dort der Boden am geeignetsten erschien zur Aufnahme kommunistischer Lehren. Seit dem Jahre 1833 hatte in der Schweiz der Kommunismus und Sozialismus bei vielen deutschen Arbeitern Wurzel gefasst und Anhänger gefunden, aber Weitling war der Erste, der eine Massenpropaganda unter ihnen entfaltete. Wenn vor ihm dort schon einige Anläufe zu einer kommunistischen Agitation gemacht wurden, so ist er doch der Erste, der seine kommunistische Propaganda von vornherein zielbewusst und vor Allem mit starker Hervorkehrung des Klasseninteresses der Arbeiter betrieb.

In der ersten Nummer des von ihm 1841 in Genf herausgegebenen „Hilferuf der deutschen Jugend“ schrieb er:

„Auch wir deutsche Arbeiter wollen uns in die Reihe der für den Fortschritt Arbeitenden drängen. Auch wir wollen eine Stimme haben in den öffentlichen Berathungen über das Wohl und Wehe der Menschheit; denn wir, das Volk in Blusen, Jacken, Kitteln und Kappen, wir sind die zahlreichsten, nützlichsten und kräftigsten Menschen

*) Sebastian Seiler, der Schriftsteller Wilhelm Weitling etc., Bern 1843. S. 4.

**) Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte, von Wilhelm Weitling. 1838 erschien in Paris die erste, 1845 in Bern die zweite Auflage. Eine ungarische Uebersetzung erschien 1840. Ein deutscher Neudruck als neuestes Heft der Sammlung ges. Aufsätze.

***) Ebendasselbst. S. 10.

auf Gottes weiter Erde. Auch wir wollen eine Stimme erheben für unser und der Menschheit Wohl, damit man sich überzeuge, dass wir recht gut Kenntniss von unsern Interessen haben und, ohne von lateinischen, griechischen und kunstgemässen Ausdrücken aufgeschwollen zu sein, recht gut und zwar auf gut deutsch zu sagen wissen, wo uns der Schuh drückt. Auch wir wollen eine Stimme haben, denn wir sind im neunzehnten Jahrhundert, und wir haben noch nie eine gehabt. Auch wir wollen eine Stimme haben in der öffentlichen Meinung, damit man uns kennen lerne, denn man hat uns bis jetzt wahrhaftig immer verkannt. Auch wir wollen eine Stimme haben, damit wir unserem gepressten Herzen Luft machen und unsere gerechten Klagen hinaufdringen in die Ohren der Gewaltigen.“

Weitling erkannte die unversöhnlichen Klassengegensätze und an die Stellen der französischen, friedlichen Humanitätslehren, der Politik der kleinen Mittelchen, setzte er die durchgreifenden Forderungen einer sozialen Revolution. Die einfache und volksthümliche Art sich auszudrücken, seine glühende Begeisterung für die Sache des Volkes, sowie der in jeder seiner Handlungen sich offenbarende Scharfsinn schufen ihm in erstaunlich kurzer Zeit eine nicht geringe Zahl von Anhängern. Wie gross das Interesse an seinen Ideen war, das beweist der anhaltend starke Absatz seiner Schriften, daran änderten alle polizeilichen Chikanen nichts.

Die Geburtsstätte von Weitlings Erstlingswerk „Die Menschheit etc.“ ist Paris, dort steht somit die Wiege des deutschen Kommunismus. Im Auftrag des „Bundes der Gerechten“, eine Agitationsschrift zur Propaganda unter den deutschen Arbeitern zu verfassen, wurde „Die Menschheit“ von ihm geschrieben und erschien 1838 zuerst anonym. Diese Schrift kann eigentlich als der Entwurf seines 1842 erschienenen Hauptwerkes „Die Garantien der Harmonie und Freiheit“ angesehen werden, in ihr finden sich schon die meisten der in den „Garantien“ weiter ausgeführten Gedanken enthalten und auch seine Ideen zur Reorganisirung der Gesellschaft, auf denen er sein Gesellschaftssystem aufbaut, finden sich schon darin skizzirt. Weitling nannte seine „Garantien“ nicht „sein“, sondern „unser Werk“, „denn ich schreibe im Auftrag meiner Freunde und kann nur schreiben, weil sie in der Zeit für mich arbeiten, ihre Ersparnisse zum Druck hergeben“ etc.

In den „Garantien“ begründet er ausführlich sein System. Es zerfällt in drei Theile; im ersten giebt er eine Kritik der heutigen Gesellschaft, im zweiten schildert er die Organisation und die Vorzüge des von ihm entworfenen Zukunftsstaates, und im dritten führt er die Mittel zur Ueberführung in diesen idealen Zustand an. Welches Aufsehen dieses klar und geistvoll geschriebene Werk, das viele Parteien von packender, ja geradezu hinreissender Wirkung aufweist, bei seinem Erscheinen erregte, davon legen zahllose Besprechungen aus jener Zeit ein beredtes Zeugnis ab. So würdigte z. B. allein die „Times“ in London das Buch in einer zwölf grössere Artikel umfassenden Serie, Heine bezeichnete die „Garantien“ den „Katechismus der deutschen Kommunisten“. Am glänzendsten äusserte sich jedoch der damals 26jährige Karl Marx darüber; im Pariser „Vorwärts“ vom Jahre 1844 hat er über Weitlings System das folgende Urtheil gefällt:

„Was den Bildungsstand oder die Bildungsfähigkeit der deutschen Arbeiter im Allgemeinen betrifft, so erinnere ich an Weitlings geniale Schriften, die in theoretischer Hinsicht oft selbst über Proudhon hinausgehen, so sehr sie in der Ausführung nachstehen. Wo hätte die Bourgeoisie — ihre Philosophen und Schriftgelehrten eingerechnet — ein ähnliches Werk wie Weitlings: „Garantien der Harmonie und Freiheit“ in Bezug auf die Emanzipation der Bourgeoisie — die politische Emanzipation — aufzuweisen. Vergleicht man die nüchterne, kleinlaute Mittelmässigkeit der deutschen politischen Litteratur mit diesem maasslosen und brillanten litterarischen Debut der deutschen Arbeiter; vergleicht man diese riesenhaften Kinderschuhe des Proletariats mit der Zwerghaftigkeit der ausgetretenen politischen

Schube der Bourgeoisie, so muss man dem deutschen Aschenbrödel eine Athletengestalt prophezeien. Man muss gestehen, dass das deutsche Proletariat der Theoretiker des europäischen Proletariats, wie das englische Proletariat sein Nationalökonom und das französische Proletariat sein Politiker ist.“

Das war freilich 1844, und die Stellung, welche Marx zu Weitling's System einnahm, änderte sich schon in den nächsten Jahren, wie wir weiter unten sehen werden. Marx mit seinem historisch-kritischen Denken blieb nicht bei Weitling stehen, sondern seine Einsicht in den historischen Werdegang der Gesellschaft führte ihn rasch mit Riesenschritten über Weitling hinaus und liess ihn dessen Entwürfe als kühne Phantastereien erkennen. —

Wenn wir auch nicht genau alle Quellen verfolgen können, aus denen Weitling geschöpft, wo er die Anregung zu seinen neuen Gedanken fand, die ihm eine so hervorragende Bedeutung in der Geschichte des Sozialismus verschaffen, so lässt sich doch in sehr viel Fällen eine bewusste Anlehnung an die zeitgenössischen französischen Kommunisten und Sozialisten oder eine direkte Weiterbildung ihrer Ideen klar nachweisen. Seine direkten Vorbilder sind vielfach Fourier, Laménais, Cabet, in der Form wie in der Idee. An diese lehnt er sich in seiner Agitation, wie auch in der Konstruktion seiner zukünftigen Gemeinschaft an. Vollständig akzeptirt er das Gewand in dem die Franzosen dem Volke ihre kommunistischen Ideen vortragen, das des Christenthums. Laménais „Paroles d'un croyant,“ die von Börne 1834 übersetzt wurden*) und seiner Zeit aller Orten ungeheures Aufsehen erregten, waren unzweifelhaft auf die Form von Weitling's interessanter Schrift „Das Evangelium eines armen Sünders“**) von maassgebendem Einfluss. Bei dem tendenziösen Charakter Weitling's ist es natürlich sehr schwer zu sagen, wie weit es ihm ernst ist mit seinem Christenthum und wieviel auf Rechnung der Tendenz kommt; was er mit seinem „Evangelium“ wollte, darüber sagte er u. a. in seiner Ankündigung des Buches — die wie bekannt, der konservativen Züricher Regierung die längst ersuchte Gelegenheit gab, gegen Weitling einzuschreiten***) in diesem „Werke wird in mehr als 100 Bibelstellen bewiesen, dass die kühnsten Folgerungen der freisinnigen Ideen ganz im Einklang mit dem Geist der Lehre Christi sind.“

Doch mögen auch die Franzosen Weitling's Geist befruchtet haben und dadurch Elternrechte an den deutschen Kommunismus aufzuweisen im Stande sein — wie Weitling die von den Franzosen übernommenen kommunistischen Ideen ausbildete, das erhob ihn bedeutend über diese, was er mit seinem universellen Geist sowohl in schriftlicher wie in mündlicher Agitation schuf, ist ungeachtet aller Anlehnung von nicht zu unterschätzender selbstständiger Bedeutung.

Forscht man nun nach den Umständen, unter denen und aus denen heraus Weitling das geschaffen hat, so halte man sich vor Augen: Weitling ist vollständiger Autodidakt. Als uneheliches Kind eines armen Weibes geboren, verbrachte er seine Jugend in steter Noth und Entbehrung, seine Erziehung war in Folge dessen auch die denkbar mangelhafteste; da keinerlei Mittel zu

*) Verlag Fr. Egli in Herisau 1834.

**) 1844 erschien die erste Auflage in Bern, 1845 die zweite in Birsfeld, 1848 die dritte in New-York, 1843 eine französische Uebersetzung unter anderem Titel in Lausanne, 1846 eine norwegische und 1848 eine englische in New-York. Ein zweiter deutscher Neudruck 1896, Heft 4/5 der Sammlung gesellschaftswiss. Aufs.

***) Eine Folge hiervon war der von Bluntschli im Auftrage der Züricher Regierung angefertigte Bericht: „Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren.“ Zürich, Orell, Füssli & Comp. 1843. — Der Bericht sollte das verderbliche Treiben der Kommunisten enthüllen, in Wirklichkeit aber machte er mehr Propaganda für dieselben. Da der Besitz dieses Buches nicht verdächtig war, so verschafften es sich Viele, um Näheres über den Kommunismus zu erfahren.

seiner Fortbildung vorhanden sind, wird er zum Schneiderhandwerk bestimmt und auf der Landstrasse als Handwerksbursche ist er allen Demüthigungen ausgesetzt, die der arme Teufel über sich ergehen lassen muss, weil er zu leichtsinnig in der Wahl der Eltern war — so lernt Weitling alle Leiden der Armuth am eigenen Leibe kennen. Nie wird seine Lage eine zufriedenstellende, auch in späteren Jahren nicht, denn da kommen noch die Chikanen der Polizei hinzu, die bald hier an dieser, bald dort an jener Grenze ein Packet seiner Schriften konfisziert, zu deren Versandt er oft erst kreuzerweise das Porto erspart hat — und fragen wir nach der Ursache, auf der die starke Wirkung seiner Schriften beruht, was ihnen ihre Kraft verleiht, so finden wir die Erklärung sicher mit in diesem Umstand; der untrügliche Stempel der Wahrhaftigkeit, des Selbstmitemerlebens ist allen seinen Elendsschilderungen aufgedrückt. Aber dieses Kind der Liebe ist noch begabt mit einem leidenschaftsvollen Gemüth, mit einer glutvollen Phantasie und einem scharfen Verstande.

Sein zum systematischen Denken überaus stark veranlagter Geist lässt ihn die Ursachen seines und seiner Mitbrüder Elend klar erkennen, sein leidenschaftliches Gemüth treibt ihn dazu, helfend mit Hand anzulegen, seine üppige Phantasie malt ihm in leuchtenden Farben die verlockendsten Bilder einer Alle beglückenden Zukunft, so eignen ihm alle Charaktereigenschaften, die den Utopisten ausmachen. Und der erste deutsche Theoretiker des Kommunismus wird auch der hervorragendste Vertreter des deutschen utopischen Sozialismus.

Wenn ihn sein scharfer Geist alle Mängel der bürgerlichen Gesellschaft erkennen liess, und seine eigene Lage ihn stark machte in der Kritik der Schäden, so setzte ihm seine mangelhafte wissenschaftliche Bildung unübersteigliche Hindernisse in den Weg, bis zur Erkenntniss der Gesetze zu gelangen, die die Struktur der Gesellschaft bedingen. Eine gründliche Einsicht in den historischen Entwicklungsgang fehlt ihm vollständig und er verirrt sich auf den Abwegen kühner Spekulation. Alle Ungleichheit, alles Elend etc. leitet er einzig von der Schlechtigkeit der Menschen ab. „Wenn sich die Gütergemeinschaft unter den Christen kein dauerndes Reich gründen konnte, so hat das, wie immer, an der Verdorbenheit der Mächtigen und Priester gelegen.“ („Menschheit“ S. 21.) Ebenso ungeschichtlich ist seine Methode, seine Beweisführung und Begründung des Sozialismus geschieht stets nur auf Grund der Moral. Wie Fourier und Cabet, glaubte er, das es das wichtigste sei, das richtige Rezept für die Organisation der Gesellschaft zu entdecken, hat man dies gefunden, so bedürfe es nur, die Bosheit, die Dummheit und die Gleichgültigkeit der Menschen vermittelst Aufklärung zu überwinden und die soziale Frage ist gelöst. Freilich an diesem „nur“ litt er Schiffbruch. Dieses „nur“ war nach seiner Ansicht auch die einzige Ursache, dass die von ihm in's Leben gerufenen kommunistischen Kolonien (Communia etc.) in Amerika nicht prosperirten, sondern Fiasko machten.

Wie die meisten der Utopisten, so hat auch er sich nicht weiter entwickelt, starr blieb er auf dem einmal eingenommenen Standpunkt stehen und es ist an keinem Orte zu bemerken, dass Marx und Engels später irgend welchen Einfluss auf die Modifizirung seiner Anschauungen auszuüben vermocht haben. Durch den Einfluss von Marx und Engels aber hatte sich seit Ende 1846 ein durchgreifender Umschwung im Kommunistenbund vollzogen. 1845 wurde Marx wegen seiner Mitarbeiterschaft am Pariser „Vorwärts“ vom Ministerium Guizot aus Frankreich verwiesen und von Brüssel aus begann er mit Engels, den utopistisch-sozialistischen Ideenkreis des Bundes einer vernichtenden Kritik zu unterziehen, Marx schreibt hierüber in seinem „Herr Vogt“ (S. 34):

„Wir veröffentlichten gleichzeitig eine Reihe theils gedruckter, theils litho-

graphirter Pamphlets, worin das Gemisch von französisch-englischem Sozialismus oder Kommunismus und von deutscher Philosophie, das damals die Geheimlehre des „Bundes“ bildete, einer unbarmherzigen Kritik unterworfen, statt dessen die wissenschaftliche Einsicht in die ökonomische Struktur der bürgerlichen Gesellschaft als einzig haltbare theoretische Grundlage aufgestellt und endlich in populärer Form auseinandergesetzt ward, wie es sich nicht um Durchführung irgend eines utopischen Systems handle, sondern um selbstbewusste Theilnahme an dem unter unseren Augen vor sich gehenden geschichtlichen Umwälzungsprozess der Gesellschaft.“

Die Unfähigkeit sich weiter zu entwickeln, zwang Weitling zum Abtreten vom Schauplatz. Die neuen Führer, die an die Spitze des Kommunistenbundes traten, waren Marx und Engels. 1848 im Februar erschien das kommunistische Manifest, damit waren die Tendenzen des Kommunistenbundes umgewälzt und das Vorspiel zur modernen Arbeiterbewegung zu Ende. Es begann der erste Akt in dem grossen Kampf zwischen Kapital und Arbeit, das Marx-Engels'sche kommunistische Manifest leitete ihn ein.

Doch vielfach sind die Beziehungen der Weitling'schen Thätigkeit zu der modernen Arbeiterbewegung und fragen wir, wer jene Leipziger Arbeiter waren, die im Jahre 1863 Lassalle's „Antwortschreiben“ provozirten: es waren Schüler Wilhelm Weitling's.

So keimte auf dem Acker, in dem Weitling mit seiner Agitation die ersten tiefen Furchen zog, die grosse moderne deutsche Arbeiterbewegung empor. Manche der Weitling'schen Ideen, wie z. B. die der „Produktivassoziation“, feierten in Lassalle ihre Auferstehung.

Was an phantastischen Träumereien die Werke Weitling's enthielten, das hat Marx mit seiner kalten und klaren Logik wie mit einem ehernen Besen aus den Gedankengängen des Proletariats hinausgefegt. An der niederschmetternden Kritik, die Weitling an der bürgerlichen Gesellschaft, am Privateigenthum übte, hat sich zwar nichts geändert, diese ist heute noch ebenso zutreffend, noch ebenso schlagend, wie sie es vor 60 Jahren war. Und viele der Weitling'schen Forderungen wie die Stellung der Frau (im öffentlichen Leben, wie im Zusammenleben in der Ehe), das Erziehungswesen, die Pressfreiheit, die Internationalität der Sozialdemokratie hat die heutige Sozialdemokratie zum grossen Theil übernommen und entsprechend fortentwickelt. Vor Allem aber die Fundamentalforderung Weitling's: die des Kommunismus.

„Freie Universitäten“ und „Volks-Universitäten“ in Deutschland.

Ein Wort zur Verständigung.

Von Wilhelm Bölsche in Zürich.

III.

Für eine Institution, die in sich prinzipielle Schwierigkeiten birgt, sind Neuerungen durchweg eine Gefahr, auch wenn sie ganz in der Linie des ursprünglichen Prinzips liegen, also eigentlich gesunde Entwicklungen sein müssten. Es ist bezeichnend, wie unsere offizielle Universität in Deutschland Angst hat vor dem Frauen-Studium.

An sich streitet es gewiss wider keines der beiden Grundprinzipien der Universität. Wenn die Frau sich über die nöthige Vorbildung aus-

weist und dann Geld auf den Tisch legt, um sich dafür ihren Antheil zu sichern an der medizinischen, juristischen oder philologischen Eindrillerei zum Zweck einer Examensquittung: Wer will sie zurückweisen? Eine Universität, die sich für ihre Lehrstunden baar bezahlen lässt, hat so wenig einen vernünftigen Grund dazu, wie der Kaufmann ihn hat, bei dem eine Frau sich ein Pfund Bartwiche kauft. Was die betreffende Käuferin mit der Bartwiche anfangen will, das dürfte wohl ihre Sache sein und den Verkäufer nicht schädigen. Die Verhältnisse liegen aber heute sogar schon so, dass eine Frau, die sich der Universitätsschulung im strengen Berufs- und Examenssinne unterzieht, von dort etwas holen kann, was für sie nicht bloss Bartwiche ist: sie kann eventuell wirklich schon ihre materielle Lebensversorgung darauf aufbauen. Also ihr Recht ist doppelt und dreifach da. Auf der andern Seite: wenn sich die Frau nun der wirklichen strengen Forschung widmen will? Hat die Wahrheitsforschung in der Astronomie etwa gewisse Kometen aus ihren Büchern gestrichen, weil sie nicht der alte William Herschel selbst, sondern seine Schwester Karoline entdeckt hatte? Vor der Forschung giebt es so wenig ein Geschlecht, wie einen Stand, und wer das noch glaubt, der ist vor allen Dingen werth, selbst aus den Hallen der freien Wissenschaft herausgeworfen zu werden. Aber die eigentliche Angst stammt auch garnicht aus solchen Zweifeln und willkürlichen Abgrenzungen. Man fühlt hier dasselbe, was dem ganzen Prinzip der Freien Universitäten und was jener oben gekennzeichneten Journalistenfakultät widerspricht: man ahnt einen ausserordentlichen Andrang neuer Elemente überhaupt, eine Mehrbelastung — und zum Theil in diesen Elementen der Mehrbelastung grade auch hier wieder etwas Zersetzendes, etwas, was den ohnehin vorhandenen chronischen Konflikt innerhalb der offiziellen Universität verstärken und akut machen könnte. Und wiederum, wie bei dem Journalisten-Problem, fragt es sich da, ob es nicht wirklich für einen grossen Theil der Frauenbewegung, die im Augenblick an das alte Universitätsgebäude anbracket, im eigenen Interesse besser wäre, von dem alten Bau abzusehen und sich selber eine eigene, praktischere Institution zu schaffen.

Der grosse Frauen-Kongress in Berlin hat kürzlich Urtheile aller Art über Frauenstudium vernehmen lassen, vernünftige und bornirte in abwechslungsreicher Fülle. Es war typisch für den ganzen Kongress, dass eine grosse Menge der Rednerinnen Frauenfrage und Frauenstudium geradezu zusammenwarfen: die grosse Frauenfrage unserer Zeit erschien wie erschöpft in der Frage, ob und wie ein enges Verhältniss von Universität und Frau zu schaffen sei. Das war natürlich ein verzweifelter Schnitzer. Nach jeder Richtung schlug hier, wie mir scheint, die herbe Kritik ein, die vom sozialdemokratischen Standpunkte aus geübt wurde. Die Frauenfrage im Grossen fällt zusammen mit der grossen sozialen Frage unserer Zeit und nur im Zusammenhang mit umfassenden sozialen Lösungen ist auch ihre Lösung im Innersten möglich. Nehmen wir, wie es dort (auch das noch einseitig genug) vielfach gethan wurde, die bestehende, offizielle Universität bloss als ein Institut, das zu einer bestimmten Lebensversorgung verhilft, und sperren wir

alle Thore dieser Universität für die Frauen auf. Wo wird geholfen sein? Für die Auswahl von Frauen, die zugleich mit den nöthigen Gehirnfähigkeiten das Geld besitzen, um sich zunächst die Vorbildung zur Universität und dann die langen Semester der Universität selbst „erkaufen“ zu können. Ich lasse bei Seite, dass selbst von diesen im heutigen Konkurrenzkampf innerhalb der akademischen Berufe, selbst bei absolutem Offenstehen aller dieser Berufe, nur wieder ein kleiner Theil wirklich lebenslänglich „auf die Kosten käme“. Jedenfalls wäre wohl ein solcher kleiner Theil da. Aber wie winzig ist jene Auswahl überhaupt, jene Auswahl von Frauen, die das Geld zum Studium haben, gegen die Masse der armen Mädchen, die nie daran denken können, Geld an Studien zu wenden, die von früh an in den bittersten Existenzkampf geworfen sind und Tag um Tag von der Hand in den Mund leben, falls sie überhaupt zu leben haben! Hier von einer Lösung der Frauenfrage durch die Universitätsfrage zu reden, ist ein so offenkundiger Hohn, dass die schärfste Kritik am Platze ist.

Auf dem Kongress wurde diese Kritik herausgefordert und sie ist scharf genug gegeben worden. Damit aber ist nun auf der andern Seite durchaus nicht etwa widerlegt, dass es eine „Universitätsfrage“ giebt innerhalb der Frauenfrage. Es giebt sie genau so, wie es innerhalb der grossen sozialen Frage unserer Zeit für einen gewissen Kreis von Männern jene oben berührte „Journalistenfrage“ giebt. Nur muss man von vorne herein den Rahmen ganz scharf ziehen. Man muss bewusst absehen von der ungeheuren Zahl jener Frauen, denen vollkommen die Mittel fehlen, sich auf einen Lebensberuf lange Jahre hindurch vorzubereiten. Man muss sich beschränken auf gewisse Kreise von Mädchen, die mindestens ein Stück weit in's Leben hinein durch die nöthigen Mittel von Hause aus „getragen“ werden, bei denen der eigene Gelderwerb aber erst jenseits der Universität anfängt, falls er überhaupt anfängt.

Die erste Forderung, die für diese Frauen in Betracht kommt, ist dann natürlich die schrankenlose Oeffnung der offiziellen Universität für alle Frauen, die sich über die genügende Vorbildung ausweisen können und die mit der festen Absicht kommen, entweder sich der strengen Forschung zu widmen oder die normale Examensbahn für Berufszwecke zu durchlaufen. Jeder Versuch, diese Forderung einzulegen, wäre geradezu ein Schlag in's Gesicht für jede vernünftige Auffassung der Dinge. Und wie die Sachlage im Moment steht, kann auch kaum noch ein Zweifel sein, dass wir in dieses Fahrwasser bereits mit vollen Segeln hineinsteuern. Aber in Mitten dieses Prozesses sehe ich einen zweiten sich entwickeln. Er ist in vieler Hinsicht der interessantere, weil er umfassender ist. Und er ist jedenfalls der, vor dem im Kern den Angstmeiern, die der Frau die offizielle Universität noch verschliessen möchten, am meisten graut.

Nehmen wir an, die offizielle Universität steht allen materiell dazu befähigten jungen Mädchen von heute offen — allen den Schwestern, sagen wir mal, aller der jungen Leute, die heute zur Universität kommen. Sie steht ihnen ohne jeden Rückhalt offen, soweit sie die echten

Befähigungsnachweise erbringen, sie ist aber innerhalb der Bestimmungen, die jetzt schon jungen Leuten auch ohne Abiturientenzeugniss den Besuch ermöglicht, auch noch erreichbar. Eine grössere oder geringere Zahl Mädchen benutzt die Gelegenheit, sich auf einen Beruf dort vorzubereiten; die Zahl wird hier rasch wachsen, wenn erst einmal die Dinge jenseits der Universität, in unserem Berufsleben selbst sich besser für akademisch voll gebildete Frauen geregelt haben werden; jedenfalls aber zeigt die Bewegung nach dieser Seite schon jetzt, dass ein ganz bestimmter Prozentsatz da sein wird. Einige Mädchen kommen auch, um in die Fachforschung einzutreten; wie viele das in der Masse sein werden, das ist schwer zu sagen und Skeptiker werden hier am längsten die Köpfe schütteln; aber ich bin überzeugt, dass sich auch hier mit der Gelegenheit Kräfte finden werden — bedeutendere vielleicht, als selbst die Wohlwollenden heute ahnen. Sehr bald wird die Studentin in unseren mittleren und oberen Kreisen, soweit dort einige oder sogar reichliche Geldmittel da sind, eine feste, allgemein anerkannte Erscheinung werden. Alsbald jetzt aber wird sich etwas ganz Unvermeidliches vollziehen.

In den Kreisen aller jungen Mädchen jenes Standes, nicht nur bei den theilweise materiell versorgten, sondern auch bei den ganz versorgten, wird eine zunehmende lebhaftere Bewegung entstehen, die nach der Universität hindrängt. In dem, was wir heute „bürgerliche Frauenbewegung“ nennen, steckt durchaus nicht bloss der Kampf um die geistigen Berufe, um die offizielle akademische Examensbildung zum Zwecke einer festen, ernährenden Lebensarbeit. Die Sehnsucht, der ungestüme Drang von tausend und tausend jungen Mädchen steht dahinter, die überhaupt nach einem tieferen Anschluss an die Geistesbildung unserer Zeit ringen und zwar nach einem Anschluss unter den freien Formen, die, allen Verflachungen und Verrohungen zum Trotz, schliesslich doch unser Studentenleben immer noch am besten verkörpert. Es schliesst sich in diesem Drange dunkel alles beste zusammen, was aus der ganzen Verworfenheit unserer bürgerlichen Mädchenexistenz herausdrängt: aller Hunger nach Wissen, nach Antheil am wahren Leben des Tages, alle Sehnsucht nach einer individuellen Ausgestaltung der Persönlichkeit inmitten einer gewissen Freiheit, aller Hass gegen die grenzenlose Oede und Tyrannei in unserem konventionellen Familienleben, dem das Mädchen Heirathsobjekt, Spekulationsgegenstand, Ballast, sitzen gebliebene alte Jungfer, alles mögliche ist, nur niemals „Weib“, auf sich stehende, für sich existierende weibliche Persönlichkeit. Mögen die Lobredner unserer alten verrotteten Familientraditionen den Mund noch so voll nehmen und aus diesem armen Opfer verschrobenster Ehrbarkeitsbegriffe und armseligster Heirathsschacherei, wie es die bürgerliche Tochter von heute in der Mehrzahl der Fälle darstellt, immer wieder das Ideal einer „deutschen Jungfrau“ herauslügen: jener Drang brandet und brandet an allen Ecken und Enden herauf und keine Schönrederei kann ihn mehr aufhalten. Und es ist ein Herzensruf darin, der weit über die nüchterne Erwägung, die auch dem Weibe geistige Berufe zum Broderwerb erringen will, hinausgeht, ein Nothschrei

nach Licht und Luft, der ganze Bankerott einer Ordnung der Dinge, die nicht einer wirklichen Idealauffassung hinsichtlich des werdenden Weibes entsprang, sondern einer tiefen Verachtung aller echten individuellen Regungen im Weibe. Lasst inmitten dieser Gährungen dieses allerorten andrängenden brennenden Verlangens, um die Studentin aus einem fremdartigen, mit Misstrauen begrüßten Sonderwesen zu einem ehrlichen, klaren, selbst von der bestehenden Gesellschaft schliesslich anerkannten Typus werden, lasst die Thore der Universität sich öffnen: — der ganze Drang wird sich nach dieser Seite hin ergiessen.

Ich rede hier nicht von Utopien, sondern von Dingen, die schon übermorgen, schon morgen vor der Thür stehen. Ein paar Jahre studiren — das wird ein Schlachtruf werden auch überall da, und erst recht da, wo man gar nicht an Broterwerb denkt. Und hier entsteht nun die Frage: soll die „Universität“, die da gesucht wird, wirklich bloß und ausschliesslich die „offizielle Universität“ sein? Oder ist es denkbar, dass wir, den Typus der „Studentin“ zugegeben, für ihn im weitesten Sinne noch einen anderen, einen besseren Hintergrund schaffen könnten? Wenn wir fortlassen, was einen Brotberuf in der offiziellen akademischen Form sucht, wenn wir abziehen, was sich der strengen Forschung widmen will: was bleibt als Masse übrig? Mädchen, die „Bildung“ suchen. Ja wohl. Aber Bildung allein drückt es noch nicht ganz rein aus.

Es gehört etwas dazu, was die individuelle Freiheit in der Aneignung dieser Bildung betont. Sie suchen über die Bildung hinaus die „Studentin“ als Persönlichkeit. Ich meine das nicht etwa im tadelnden Sinne. Mancher von uns Männern giebt in späteren Jahren billig daran, was er auf der Universität als Berufsfach gelernt hat. Aber die Erinnerung an das Studententhum als solches will Keiner so leicht missen. Es will das viel heissen, denn in dem Studentenleben unserer offiziellen Universitäten sind tiefe und ernste Wunden. Und doch muss das Gute überwiegen. Man hat das Warum in Händen, sobald man sich erinnert, was schon dieses kleine Endchen Freiheit, Selbstbestimmung, Unabhängigkeit in diesen besten, goldensten Lebensjahren für Wunderdinge leistet für die Kräftigung des Individuums, wie es einen Lichtschein von Glück erzeugt, der durch ein ganzes langes Leben zu leuchten vermag. Und das wäre nun auch für das junge Weib zu erringen. Möchte später werden, was wollte. Möchte sie heirathen oder frei bleiben, eine feste Thätigkeit finden oder nicht. An einer Stelle, die jetzt vielleicht die ödste, unzufriedenste ihres Lebens ist, schoben sich ein paar Jahre echter Studentenfreiheit ein. Studentenfreiheit, die sie in Verbindung brächten mit ebenso freien Kameradinnen und, nicht zu vergessen, auch Kameraden — alle nicht zusammengeschiedet durch die Thorheiten eines Ballabends und die Intriguen mütterlicher oder sonstiger Heiraths-Interessen, sondern zunächst in gewissen idealen Bund gebracht durch geistige Interessen, Bildungswünsche, gemeinsam ansteigende geistige Entwicklung. Ich will wenigstens andeuten, dass ich ein solches Zusammensein in relativer Freiheit auch für die Entstehung wirklicher Beziehungen zwischen Mann und Weib,

für Erfahrungen auf diesem Gebiet von sehr viel grösserer und förderlicherer Bedeutung halten würde, als die ganze erniedrigende Art, wie jetzt in unseren gebildeten Kreisen das junge Mädchen auf die Ehejagd geschickt und gleichzeitig der junge Mann bis zur Verheirathung auf die Prostituirte verwiesen wird. Doch das nebenbei. Die Hauptfrage scheint mir: entspricht unsere offizielle Universität den Zwecken, die hier für die Studentin vorgezeichnet sind? Ich glaube nicht. Auch hier ist ein Boden, wo die „Freie Universität“ wurzeln könnte.

Zunächst ist unsere offizielle Universität für diese grosse Masse von Studentinnen nach unten zu sehr verbarrikadirt. Obwohl man ja heute schliesslich auch ohne Abiturienten-Examen auf die Universität (natürlich unter Verzicht auf spätere Staats-Carrière), würde doch, fürchte ich, einerseits dieser Weg bei zu grossem Ansturm rasch offiziell verrammelt werden — und andererseits dürfte bei einer Masse vernünftiger Mädchen der Drang entstehen, auch hier möglichst „vollberechtigt“ zu werden — es finge eine allgemeine Examensochserei an, zu der sich ja rasch in grossen Mädchengymnasien der Weg ebnen würde. Wer für später die Staats-Carrière braucht — gut, mag er auch diesen Block wälzen. Aber für die grosse Masse derer, die blos ein paar bildende, freie Studentensemester suchen: um Gotteswillen nicht. Alles Gute, was sich trotz aller Detailschäden immer und immer wieder für die Universitätsjahre anführen lässt — es findet sein äusserstes Gegengewicht in ebensoviel absolut Schlechtem, was die Gymnasialjahre anbetrifft. Nach jeder Richtung, geistig wie gesundheitlich, gilt es, das junge Mädchen vor diesem Marterweg zu bewahren.

Auf der andern Seite ist aber kein Zweifel, dass ein Universitätsunterricht, der — ich will natürlich nicht sagen, von jeder einfachsten Vorbildung — aber doch gänzlich vom Gymnasium und seiner Reifeprüfung absieht, anders eingerichtet sein müsste als der vorhandene. Er müsste es nicht minder sein, weil ihm in gleicher Weise ein Schlussexamen fehlte. Je mehr ein Ton auf dem Freiheitlichen, auf der Erziehung zur Individualität liegen soll, um so entscheidender fiele der Begriff eines solchen Schlussexamens. Man kann heute an dem männlichen Studenten meist sehr gut verfolgen, wo für ihn die in jenem Sinne verhängnissvolle Wende liegt. Die ersten Semester thun die Hauptarbeit, oft die ganze Arbeit hinsichtlich der freien Persönlichkeits-Entfaltung. Sobald die Examensangst aber einzugreifen beginnt, sobald die Berufsfrage akut wird, beginnt auch eine rückläufige Bewegung, es erfolgt ein wachsendes Hinneigen wieder zur Schablone, jener Schablone, die nachher im Beruf selbst so oft mit unheimlicher Geschwindigkeit zum vollkommenen Stillstand jeder Individual-Entwicklung, zur absoluten Versteinerung führt. Den Geist jener ersten Semester allein gälte es zu retten für die freie Frauen-Universität, wie sie mir vorschwebt, der Geist der späteren aber wäre bewusst zu bannen.

Nun haben wir ja in der Journalisten-Universität schon ein solches Institut uns theoretisch vorgestellt, das jedes Schlussexamens ermangelte. Aber der Sachverhalt ist hier im Wesen doch noch wieder ganz anders. Die Journalisten-Universität bleibt auch ohne Examen Berufs-Universität.

Die Frauen-Universität in diesem Sinne wäre eine Bildungs-Universität in strengem Gegensatz zu allem, was Beruf heisst. Ich weiss wohl, was man hier einwerfen kann. Jede Frau sollte einen Beruf haben. Auch wenn sie von Haus aus Geld genug mitbekommt, um von dem eigentlichen Zwang eines Brodberufs frei zu sein. Das ist vollkommen richtig. Aber Beruf ist ein sehr weites Wort. Wenn ich die freie Frauen-Universität in meinem Sinne von der offiziellen Universität mit ihren Berufs-Examina trenne, so ist damit doch nicht gesagt, dass alle Mädchen, die statt der offiziellen akademischen Berufs-Zuchtstätte die freie Universität aufsuchen, auf jeden Lebensberuf verzichteten. Im Gegentheil: ich denke mir die Semester auf der freien Universität geradezu als den idealen Ausgangspunkt für alle denkbaren engeren Berufe. Das junge Mädchen soll in ihnen zum ersten Mal lernen, sich auf sich selbst zu stellen. Es soll sich einen Fond Allgemeinbildung aneignen, der für jede individuelle Weitergestaltung des Lebens von fundamentalem Werth ist. Es soll Achtung bekommen vor den vielfachen Arbeitsmöglichkeiten des modernen Menschen, es soll — und hier rührt in gewissem Sinne das Lehrprogramm auch der freien Frauen-Universität natürlich an das Berufsproblem — in diesen Semestern einen Einblick erhalten in die Berufsarten, die dem modernen Weibe offen stehen. Aber ich bin fest überzeugt, dass eine Menge Mädchen nach Abschluss ihrer Universitätssemester keinen eigentlichen Beruf wählen werden — und doch haben auch diese in der Bildung, die sie hier genossen haben, tausend Mittel zur Beschäftigung, zur ideellen Mitarbeit gefunden, die ihnen gegenwärtig völlig versagt sind. Andere natürlich werden Berufe wählen, aber erst nachher und nachdem sie sich in Semestern reicher Anregung wie Selbstbestimmung klar geworden sind, was ihnen individuell am besten zusagt.

Die Betrachtung dieser Dinge schweift von selbst in das Gebiet der Frage, was denn eigentlich auf dieser freien Frauen-Universität gelehrt werden soll. Wahrscheinlich wäre der beste Weg zur Aufstellung eines konkreten Lehrprogramms; wenn man die nützliche Frage aufwürfe: was lernt ein braves, deutsches Mädchen der mittleren und oberen Stände, in deren Familie es an den nöthigen Geldern für Unterrichtszwecke nicht fehlt, heutzutage nicht? Der ehrsame Vorkämpfer der bürgerlichen oder gar ganz vornehmen Pensionate und der offiziellen Töchterschulen wird uns hier versichern, dass schon fabelhaft „viel“ gelernt wird, von der französischen und englischen Grammatik bis zum Bestimmen von Pflanzen nach dem Linne'schen System, und bis zur Physik. Das ist alles ganz niedlich und ich will gar nicht bestreiten, dass auch die Freie Universität noch manches von dem aufnehmen könnte, was da (sagen wir wenigstens angeblich) so wie so heute bereits gründlich den Mädchen beigebracht wird. Aber ihr wahres Programm liegt ganz wo anders. Nicht ein scherzhaftes Stündchen Physik-Unterricht hätte sie zu geben, sondern die Weltanschauung, bei der diese Physik gebraucht wird. Diese Weltanschauung würde aber nicht bei der Physik bleiben. Es gälte, moderne Wirklichkeit überhaupt zu lehren. Das Weib müsste sich selbst kennen lernen als Glied einer grossen bewegten Welt. Die

Grundzüge unseres wirtschaftlichen, sozialen, politischen Lebens wären in freier, vielfältigen Standpunkten gerecht werdender Weise vorzutragen. Wo ist die Pension, die Töchterschule, die etwas von dieser Art beibringt? Die Frauenfrage im Ganzen wäre darzulegen. Es wäre einzuführen, im Anschluss immer an einen hohen Standpunkt, in den Kern künstlerischen Schaffens, in die Aesthetik, in diese Dinge, die in unserm Leben grade dem besser situirten Weibe auf Schritt und Tritt begegnen und denen sie zumeist doch völlig hilflos gegenüber steht, selbst wenn das Interesse auf's Lebhafteste dafür da ist. Dann ein Riesengebiet: das Weib wird in vielen, bei gesunder Lage der Dinge, vielleicht naturgemäss in allen Fällen, Mutter werden; hier hätte die umfassendste Belehrung einzusetzen, nach allen Richtungen, ohne jede Engherzigkeit. Das Weib soll eventuell Kinder erziehen. Gerade die naivsten Verfechter unserer verrotteten Erziehungszustände in der Familie fäseln am liebsten von dem „natürlichen Beruf“ des Weibes zu diesen Dingen. Lassen wir einmal bei Seite, ob dieser Beruf so ohne weiteres natürlich mit dem Begriffe „Weib“ verbunden ist, und ob es nicht eine Masse Weiber giebt, die, bei sonst bester Veranlagung, hier schlechterdings gar kein Talent haben. Aber selbst wenn es ein Beruf ist, zu dem alle taugen: soll er ohne Lehre bestehen? Wenn einer eine wahre Idealanlage zum Astronomen hat: soll ihm desswegen der Unterricht in den einfachsten Grundbegriffen der Astronomie hartnäckig versagt werden? So geht es aber heute mit dem Mutterberuf, sowohl was die körperliche Schaffung und Pflege der Kinder, wie was die geistige Leitung, die Erziehung anbetrifft. Hier läge ein Boden, allein werth, dass die ganze Frauen-Universität eigens ihm zu Liebe geschaffen würde. Man male sich aus, was das für ein Unterschied wäre: ein Kreis junger Mädchen in dem Ernst eines wissenschaftlichen Hörsaals, von Aerzten oder Aerztinnen, die mit der sittlichen Reinheit der Wahrheitsforschung das wirkliche höchste Wissen ihrer Zeit verbänden, über die nothwendigsten Fragen des Sexuallebens, der Sexual-Hygiene u. s. w. unterrichtet — und daneben die heutige Methode, wie die „Praxis“ solche Dinge beibringt: bornirter Rath von Müttern und Tanten, in Angst und Scham hervorgespelt und in zahllosen Fällen komplette Urväter-Weisheit, die um ganze Generationen zurück ist, ein Bischen Lektüre der untersten Art, in der vielleicht das Beste noch das Konversations-Lexikon ist, schliesslich die Belehrung gar noch durch Männer, die im Grunde ebenso unwissend sind und ihre Kenntniss aus Prostituirten-Verhältnissen, also dem proversesten Extrem, schöpfen.

Wie man wohl sieht, wäre es ein Stück der Unmöglichkeit, diesen Lehrplan irgendwie unserer offiziellen Universität anzuhängen — nicht einmal in Form einer neuen, besonders angepassten Fakultät, wie es bei dem Journalisten-Problem noch denkbar schien, wäre es zu machen. Eine neue, frei aus sich und auf sich gebaute Institution könnte allein helfen. Und wenn man denn einmal mit ganz eigenem Grundriss arbeiten sollte, so müsste alles auf die „Frau“ und nur auf diese resolut zugeschnitten werden. Ich wüsste nicht, was hindern sollte, mindestens die Mehrzahl der Dozentenstellen selbst mit Frauen zu besetzen, vor-

ausgesetzt, dass genug dazu befähigte weibliche Kräfte da sind. Frauen müssten in allem und jedem hier die Initiative selbst in die Hand nehmen. Es wäre im Ganzen eine vortreffliche Probe zur Bewährung selbstständigen Handelns, ein vortrefflicher Platz zur Bethätigung des Dranges nach solchem Handeln. Alle Gelegenheiten solcher Art, wo immer sie heute im öffentlichen Leben auftauchen, sind meines Erachtens ein wahrer Segen für die Frau. Sie führen zum faktischen Wirken, das, selbst wenn es zunächst alle Gefahren des ersten Experiments aufweist, tausend Mal besser ist, als alle theoretische Rederei. Die Sphäre dieses Wirkens würde um so weiter sein, um so mehr Personen heranziehen und beschäftigen können, als mit einer Universität dieser Art etwa für ganz Deutschland nicht viel gethan wäre. Es müsste wohl schon jede unserer grösseren Universitätsstädte mindestens heran. Die Nähe einer offiziellen Universität hätte dabei grosse, kaum zu entbehrende Vortheile auch bei denkbar freier, individuellster Ausgestaltung. Das Warum habe ich oben angedeutet: es liegt darin, dass ich nicht bloss die Studentin mit der studentischen Kollegin, sondern auch mit dem Studenten zusammenbringen möchte.

Auch von dieser Art freier Universität verspreche ich mir ausserordentlich viel für die Zukunft. Ich zweifle keinen Augenblick, dass auch sie kommen wird, genau so wie die Journalisten-Universität kommen muss. Die Spannung, die sich nach hier herüber nothwendig einmal auslösen muss, ist noch unvergleichlich viel stärker als die bei der Journalistenschule. Für einen wahrlich nicht kleinen Kreis Mädchen wird etwas Entscheidendes, in anderer Form gar nicht zu Erreichendes hier wirklich gelöst und gewonnen sein — etwas, was weit über die doch nur beschränkte soziale Hilfe, die das Freigeben der offiziellen akademischen Collegien, Examina und Berufe an die Frau liefern kann, hinausgeht. Die sozialen Verhältnisse des modernen Frauenlebens, soweit direkter Broderwerb nöthig wird und erstrebt wird, verwirren sich in dem Gewirre unserer gesammten wirthschaftlichen Nothstände heute von Tag zu Tag immer mehr und werden nur im Zusammenhang dort gelöst werden können. An ihnen änderten auch diese neue Frauen-Universitäten an sich nur sehr wenig, direkt eigentlich gar nichts. Aber ideell würde doch ungemein viel gewonnen. Eine ganze Klasse von Mädchen mindestens fände eine Gelegenheit, sich aus einer dumpfen Misère herauszuretten, die im Grunde auch sozial ist, obwohl sie mit Broderwerb unmittelbar gar nichts zu thun hat. Die Frauen-Universitäten, wie ich sie meine, würden, indem sie Bildung verbreiteten und Mädchen in grosser Zahl aus einer Art Pflanzenschlaf erwachen machten, nothwendig eine mächtige Agitation treiben auch für alle weiter gerichteten Besserungsversuche. Nicht im Sinne einer Agitations-Schule für engere, genau umgrenzte Zwecke. Aber im Sinne jener unwiderstehlichen Agitation, die von jeder Erweiterung des Kreises der Bildung, der Wahrheitsforschung, des unbefangenen Anschauens der Wirklichkeit mit der Wucht eines Naturgesetzes ausgeht.

(Schluss im nächsten Heft.)

Zur Reform der ärztlichen Prüfungen.

(Schluss.)

Ein Punkt, der zum Hauptzweck des Entwurfs ausserordentlich viel beitragen könnte, wäre der, dass die klinischen Lehrer durch die Art ihres Unterrichts das Gefühl der Selbstständigkeit und Verantwortlichkeit bei den jungen Medizinern mehr als bisher zu wecken und zu hegen suchten. Hier wird aber oft nicht viel weniger als alles versäumt. Fast jeder der Herren Professoren und Geheimräthe fühlt sich dem Adepten gegenüber durch unübersteigbare Klüfte getrennt, wie etwa der General mit dem Titel Exzellenz gegen die neugebackenen Rekruten. Fast jeden umgiebt das Gefühl seiner Autorität mit einem Mantel der Unnahbarkeit und Erhabenheit. Wie wenig gefeit gegen Irrthümer aber das Autoritätsbewusstsein macht, beweisen die Leichen-Sektionen von Tag zu Tag. An sich ist's ja recht menschlich, wenn der Professor im Gefühl des Forschers und der Autorität im klinischen Unterricht mit seinen zahllosen Wiederholungen, dazu mit der oft erschreckenden Unwissenheit, Interesselosigkeit, Stupidität und Unverfrorenheit vieler Schüler recht wenig erfreuliche Eindrücke gewinnt und schliesslich selbst dagegen abgestumpft wird. Kann denn ein Lehrbub vollkommen sein? möchte man jedoch zunächst mit David aus den Meistersingern fragen. Ein gut Theil der minderwerthigen Schülerleistungen lässt sich reduzieren durch bessere Vorbereitung in jenen Kursen, die heut oft aus Zeit — und Geldmangel übergangen werden. Vergessen aber sollte doch der Professor nie, dass das, was ihn zum Rang einer Autorität erhebt, gerade seine Stellung als akademischer Lehrer ist, die ihm das reichste Studienmaterial an die Hand giebt und ihm zugleich durch die von ihm unterrichteten jungen Aerzte wieder beim hilfeschuchenden Publikum die grösste Empfehlung verschafft. Dass doch noch mancher Geheimrath genug Mussestunden zur Verfügung hat, ist zweifellos. Wie käme sonst ein alter Gynäkolog dazu, Rathschläge über sexuelle Enthaltbarkeit auszuarbeiten, in sozialer Frage zu machen und die Sozialdemokratie zu befehlen, oder ein Chirurg, sich mit der Lösung der Kretafrage abzugeben? Aber nicht nur en bagatelle wird vielfach der klinische Unterricht behandelt, sondern dem Studirenden wird seine Schülerstellung oft in einer Weise vorgeworfen, als ob es sich durchweg um dumme Jungen handelte, nicht um Leute, denen nach 1—2 Jahren die Menschen ihr leibliches Wohl und Wehe anvertrauen sollen. Leistete sich doch erst kürzlich ein interner Kliniker einem Staatsexamens-Kandidaten gegenüber, als es sich um die viel subjektive Auffassung zulassende Frage der Milz-Perkussion handelte, den starken Ausspruch: „Sie sind grad wie an die Wand zu schmeissen!“ Wenn nicht das im Examen überaus lähmende Abhängigkeitsgefühl wirkte, hätte da der Rechtsanwalt das Seine thun können. Man weiss nicht, will der Geheimrath die altpreussische Gesinde-Ordnung in seinem Kreis einführen oder möchte er die Institution von Leibeigenen und Erbunterthanen wieder aufheben lassen. Diese unerquicklichen Verhältnisse basiren zumeist auf der nationalen Untugend, dass jede Unterordnung gleich als eine Art Sklavendienstverhältniss aufgefasst wird. Der Schüler geht da keinen Vertrag mit dem Lehrer ein, auf Grund dessen er sich letzteren nur für die bestimmten Unterrichtsgebiete unterordnet, sondern der Lehrer wähnt förmlich Besitz ergreifen zu dürfen von der ganzen Person des nur Belehrung, nicht Beherrschung Suchenden. Wenn der Student nicht als angehender Arzt sondern als Schulbub behandelt wird, dürfte er es nie zu einem selbstständigen Helfer der Menschheit bringen. Das Praktikantenjahr ändert daran verflucht wenig. Sehen wir doch in manchen Kliniken von Ruf selbst die

ordentlichen Assistenten vor dem auftauchenden Geheimrath Front machen und stramm stehen, während die Famuli wie ein geschlagenes Heer die Flucht ergreifen und auf den Hausflur retiriren. Dieser Ton, der in den kläglichen Militärarzt-Verhältnissen zur vorschriftsmässigen Anfrage ausklingt als: „an was befehlen der Herr Oberstabsarzt, dass der Mann gestorben ist?“ bedeutet einen Krebschaden für den ärztlichen Beruf. Auf diesem Gebiete sind wir Deutschen die bedauernswerthesten Stümper gegenüber anderen Völkern, den Engländern, Amerikanern, auch den Franzosen, bei denen, wenn es gilt, ein Mann zu werden und männlich zu handeln, der Haupterziehungsgrundsatz lautet, sich erst als Mann fühlen zu lernen.

(IV₁) Vielleicht unwesentlich, aber doch bezeichnend für den schultyrannenhaften Geist des Entwurfs ist die Bestimmung, dass während des praktischen Jahres der „Kandidat“ den Titel „Praktikant“ tragen soll. Also nachdem man in einem hochnothpeinlichen Examen seine durch 5jähriges Studium erworbene Fähigkeit, Arzt zu sein, dargelegt hat, hat man es glücklich so weit gebracht, den stolzen Titel Praktikant führen zu dürfen, den bisher fast jeder Besucher einer Klinik, bereits im 6. Semester, in Anspruch nehmen konnte. Wie stimmt dazu, dass die Zöglinge der Pépinière schon im Jahr vor dem Staatsexamen Unterarzt betitelt werden und das Recht haben, die Uniform des einjährigen Arztes zu tragen?

(IV₇₋₁₀) Um am Ende wirklich zu seiner Approbation zu gelangen, bedarf es nicht nur eines grossen Haufens Makulatur, die sicher kein Mensch durchsieht, sondern auch des Passirens einer besonderen Kommission. Ohne Kommissionswirthschaft thut man es einmal in Deutschland nicht. Diese Kommission hat aber auch das Recht, abermals mit dem unglücklichen Aspiranten ein Kollegium, auf deutsch eine Prüfung abzuhalten. Das wäre dann glücklich neben Physikum, Staats- und Doktorprüfung das vierte Examen. Sogar den im Juli zu Eisenach versammelten Professoren ist vor diesem Zitiren der armen Seele vor Minos, Aeakos und Rhodamanthys bange geworden, zumal ihnen die Bestimmung etwas nach dem berüchtigten Schönstedt'schen Assessoren-Paragraphen zu duften schien. Sie haben sich dann auch gegen diese Neuerung verwahrt, während sie sonst dem obrigkeitlichen Entwurf wohlgefällig zunickten.

(I₅ und 6) Aus dem Gebiet der tiefgreifenden, wenn auch unserer Ansicht nach durchaus verfehlten Neuerung, treten wir in das Nebelgewoge eitelster Phrase: „Die Prüfungszulassung kann bei unmethodisch eingerichteten Studium verringert werden.“ Worin besteht die Methode des Studiums? Das kann nur der sagen, der wirklich das Ganze durchgearbeitet hat, nicht aber der junge Anfänger, dem es obliegt, sich erst in der Fülle der Anforderungen zurecht zu finden. Wer heute zur Universität kommt, ohne durch Verwandte oder Freunde eine Anleitung zum Studienplan mitbekommen zu haben, ist in einer höchst bedauernswerthen Lage. V₃ der Vorlage spricht es ja ganz offen aus, dass ein Normalstudienplan noch nicht besteht. Warum wird er nicht schleunigst nachgeliefert, sondern erst pomphaft angekündigt? Wahrscheinlich weil seine mustergültige Aufstellung durchaus nicht so leichte Arbeit ist, wie die Aufbrummung von ein Paar neuen Examensfächern. Von dem Fuchs aber, der zu studiren beginnt, wird I₅ verlangt, dass er ohne methodische Irrthümer sich des Wissens Schätze zu eigen mache. Woher soll ihm die Intuition kommen? Würde sich ein ahnungsloser Studio vertrauensvoll an einen seiner Professoren wenden und ihn um Auskunft über die beste methodische Einrichtung des Studiums bitten, so könnte er sich auf eine scharfe Abweisung wegen lästiger Aufdringlichkeit gefasst machen, falls ihm nicht irgend ein handschriftliches Dokument von einer alten Tante oder einer betitelten Persönlichkeit zu Gebote steht, eine jener mysteriösen Empfehlungen. Ein solches schick-

salschweres Blatt sprengt freilich für jede Null sofort Herz und Thore des geheimrätlichen Lehrers, was die beachtenswerthesten, eifrigsten Leistungen des unempfohlenen Schüler nimmermehr zu wege bringen. Kurzum, wer löst den Widerspruch zwischen I₅ und V₃? Wo hat die Vorlage Recht, hier oder dort? oder nirgends? Spottet ihrer selbst und weiss nicht wie!

Noch nebulöser und nichtiger ist die Bestimmung I₆, dass bei jeder Prüfung die allgemeine Bildung sich als lückenlos ausweisen muss. Wer definirt diesen mystischen Begriff? Ist darunter das zu verstehen, was aus den Lehramts-Kandidaten durch mehrere Examinatoren als „allgemeine Bildung“ herausdestillirt wird und Religion, Philosophie, Lateinisch u. s. w. umfasst? Oder versteht man etwa gesellschaftliche Bildung darunter? Oder ist etwa nur gemeint, dass Analphabeten nicht in den ärztlichen Stand gehören? Sollte man aber die allgemeine Bildung wirklich etwas tiefer auffassen: als eine von Interesse getragene Kenntniss der Grundlagen wissenschaftlichen, kulturellen, sozialen und künstlerischen Lebens, als inhaltreiche Weltanschauung, dann dürfte mancher Fach-Examinator nicht die geeignete Persönlichkeit zur Aufdeckung solchen Besitzes sein. Der in der Vorlage eingeschlagene Weg, durch einfaches Ad-diren von Einzelforderungen die bisherigen Fachleistungen zu vermehren, führt wahrlich eher zur Abstumpfung bestehender Interessen und zur Erstückung jedes Athem-zuges nach Luft aus fernerer Lebenssphären.

Eine Berücksichtigung der geschichtlichen Seite der einzelnen Fächer (I₆) ist, wenn die Masse der Ansprüche so drückend wirkt wie jetzt, wohl das Entbehrlichste. Zudem bietet zur Zeit keine deutsche Universität, ausser Würzburg, eine Professur für Geschichte der Medizin; auch diese nur im Nebenamt. Oder sind im Sinne der Vorlage als geschichtlich die zahllosen Namen der Zeitgenossen aufzufassen, welche sich durch Erfindung von meist sehr wenig originellen Instrumenten, Operationsmethoden, Färbemodifikationen u. dgl. unsterblich gemacht zu haben glaubten?

(I₇) Dass die Prüfungen ohne Verzug durchgeführt werden sollen ist im Hinblick auf das Wesen der Prüfung wünschenswerth. Oft freilich liegt das Hinderniss nicht an dem Examinanden, sondern am Professor, sei es, dass er an einer kleinen Anstalt, vor allem in Frauenkliniken, kein rechtes Material zur Verfügung hat, sei dass er als Celebrität einer grossen Stadt zu sehr von seinen Privatgeschäften in Anspruch genommen ist, so dass er kaum Zeit für die Prüfungen findet. So bestellte ein Berliner Operateur die Kandidaten zur Fortsetzung des Examens auf den Abend nach dem Theater in seine Wohnung. Eine scherzhafte Illustration derartiger Zustände ist die Anekdote, dass Virchow früher manchmal in der Droschke auf der Fahrt vom pathologischen Institut nach dem Reichstag geprüft habe. Wünschenswerth wäre es sogar, wenn die vor mehreren Jahren von Professor von Kries zu Freiburg in einer Broschüre aufgestellte Forderung durchgeführt würde, dass die Zerlegung der Vorprüfung auf mehrere Semester für unstatthaft erklärt wird. Bei der Hauptprüfung, die viele zeit-raubende praktische Abtheilungen hat, ist die Vertheilung über einen grösseren Zeit-raum, durchschnittlich ein Semester, unabänderlich. Immerhin sind hier und da auch schon Prüfungen in zwei Monaten zu Ende geführt worden. Aber bei der vorwiegend theoretischen Vorprüfung kann man sehr gut dem Sinn der Prüfung, dass auf einmal alles wissenschaftliche zusammengefasst werde, gerecht bleiben und bei jedem Durchfall im Einzelfach auch die übrigen Theile wiederholen.

(I₁₀) Dass eine Erhöhung der Prüfungsgebühren stattfindet, war nicht anders zu erwarten. Doch dürften manchen schon die bestehenden Gebühren in der Höhe von

200 Mark reichlich genug dünken, wenn er erwägt, dass die Prüfungsthätigkeit doch eng mit dem an sich schon genügend dotirten Amt des Professors verknüpft ist.

(II₁) Die praktischen Kurse in Anatomie und Mikroskopie sind auch bisher allgemein besucht worden. Physiologische Chemie ist desgleichen höchst wünschenswerth, während ein physikalisches Praktikum ohne Verlust entbehrt werden könnte. Welch ein Zerrbild der einst vielberühmten Lernfreiheit wird das geben, wenn demnächst kein Wissensgut mehr gilt, das man nicht schriftlich erst beglaubigen liess.

Die einzige Reduktion des Prüfungsstoffs findet sich unter II₂ im Gebiet der Zoologie und Botanik. Gerade aber die spezielle, systematische Zoologie sollte einem jungen Arzt, der sich über die Stellung des Menschen im Reiche der Natur klar sein muss, nicht fremd geblieben sein. Bis jetzt geht freilich jede obrigkeitliche Anordnung betreffs der Zoologie um derartige von konfessioneller Seite angefeindete Fragen herum wie die Katze um den heissen Brei. Die Bestimmung über Botanik wäre dann bedeutungsvoll, wenn nicht mehr wie bisher zwei Semester lang Vorlesung über dies Gebiet gehalten würde, sondern, was sich leicht einrichten liesse, alle nothwendigen Fragen in einem einsemestrigen Kolleg zur Sprache kämen. Ergänzend könnten dann noch botanische Exkursionen veranstaltet werden, die Gelegenheit zu der überaus wichtigen Beobachtung in der freien Natur bieten.

(III₂) Die wesentlichste Aenderung neben der Einrichtung des Praktikantenjahres und der Verlegung der anatomischen Prüfung liegt in der Bestimmung, dass nunmehr auch die Psychiatrie als Examensgegenstand gelten soll. Bisher war uns in diesem Punkt selbst Russland voraus. Die Neuordnung ist so selbstverständlich, so lange als nothwendig anerkannt, dass sie trotz der lauten Einwände, die der Geburtshelfer Schulze in Jena dagegen erhob, bald durchgeführt werden wird. Welch ein Missstand war es bisher, dass die Justizverwaltung psychiatrisch nicht vorgebildete Aerzte zu einem Gutachten über Geisteskranke zwingen konnte, während doch auf manchen Universitäten nicht einmal eine psychiatrische Anstalt und Lerngelegenheit zu finden war.

(V₁) Die Schlussbemerkung will zunächst auf die Gewerbe-Ordnung einen Druck ausüben zur Sicherung des ärztlichen Berufs vor unlauterem Wettbewerb. Der Zweck ist hier wohl eher berechtigt als auf allen anderen Gebieten, weil durch die heut zu Tage grassirende Kurpfuscherei mit ihren Wunderschustern — Hebammen, Pfarrern u. dgl. wirklich enormes Unheil gestiftet wird. Zu bedenken ist freilich auch, dass gerade durch die Konkurrenz die Aerzte oft um so eifriger angetrieben wurden, durch tüchtige Leistungen dem oft nicht ganz ungerechtfertigten Misstrauen des Publikums vorzubeugen. Der Aufschwung der Wasser- und Luft-Therapie ist zum grössten Theil auf den Anstoss von Seiten nichtärztlicher Heilkünstler zurück zu führen. Ob überhaupt das vorgeschlagene Mittel helfen wird, das nur auf eine Titulatur-Differenzirung hinarbeitet, ist recht fraglich. Lieber sei man ganz konsequent und von dem Grundsatz ausgehend, dass der Staat seine Bürger vor Ausnutzung ihrer Leichtgläubigkeit und materieller wie gesundheitlicher Schädigung zu schützen habe, verbiete man doch überhaupt allen nichtapprobirten Menschen die entgeltliche Rathsertheilung in Gesundheitsfragen. Zu welchen Anschauungen man auch bei diesem Punkt gelangen wird, das Endziel der Erwägungen müsste doch stets das Wohl der Menschheit sein. Bedauernswerth ist, dass aber viele, die sich hierzu äussern, so noch vor kurzem Hof-Rath Brauser, nur das Klagelied von der Jammerstellung des Arztes auf ihrer Walze haben, dessen Beruf durch jenen Gewerbe-Ordnungs-Paragrafen zu einem blossen Gewerbe herabgewürdigt sei und dadurch seinen idealen Schwung eingebüsst habe. Sollte

nicht auch in einem amtsartig hergerichteten ärztlichen Beruf das Banausenthum einen Unterschlupf finden? Steht andererseits nicht auch der Beruf des Künstlers jeder Art durchaus offen, ohne des „idealen Schwungs“ verlustig gegangen zu sein?

Die Bestimmungen gegen die Spezialärzte (V_2) sind übermässig scharf. Ein Theil des verlangten Praktikantenjahres könnte sehr wohl schon auf die Spezialität verwandt werden. In dem ganzen Abschnitt guckt schon wieder der Pferdefuss einer nagelneuen Spezialitäten-Kommission und womöglich eines fünften Examens durch.

Die Betonung systematisch klinischer Vorlesungen (V_3) ist recht unglücklich. Sie liefern nicht mehr als die bisher bestehenden, meist ganz brauchbaren und in der That viel gebrauchten Lehrbücher. Dazu sind sie bisher so breit angelegt, z. B. ein Semester lang wöchentlich 3—5 Stunden über Infektions-Krankheiten, dann ein Semester Magen- und Darmkrankheiten, darauf Konstitutions-Krankheiten u. s. f. mit Grazie ad infinitum, dass die ganze Studienzeit zu ihrer systematischen Bewältigung nicht ausreichen würde.

(V_4) Falls man einmal der ganzen in ihrem Wesen überlebten und haltlosen Dokortitelwirthschaft auf allen Gebieten den Garaus machen wollte, wäre nichts dagegen einzuwenden. Aber so lange die Einrichtung aufrecht erhalten wird, ist es Unrecht, sie durchweg über das Staatsexamen hinauszuschieben, wie es bisher schon auf einigen Universitäten geschah. Der geringe Sinn, der in der ganzen Frage noch liegt, ist doch der einer Mitarbeit am wissenschaftlichen Forschen. Und da sollte man sich doch eher freuen, wenn einer schon während der Studienzeit Musse und Verständniß gewinnt, auf diesem Gebiet irgend etwas zu erreichen. Man sollte vielmehr durch kleinere freigestellte Aufgaben, die eventuell zur Veröffentlichung gelangen, den Studirenden möglichst Gelegenheit geben, sich in wissenschaftlicher Untersuchung, Auffassung und nicht zum mindesten auch Darstellung zu üben. Die üblichen Preisaufgaben stellen meist zu hohe Ansprüche und bleiben darum gar oft ungelöst. Einzelne städtische oder Vereinsstipendien, so in Danzig, wirkten in dieser Hinsicht bisher weit anregender und segensreicher.

Der ganze Entwurf ist eitles Stückwerk. Man riecht ihm den muffigen Duft des grünen Tisches von weitem an. Die Herren Beckmesser haben ein Musterwerk zünftiger Kurzsichtigkeit geliefert. Verkehrt ist es überhaupt schon, den Schwerpunkt auf die Prüfungen zu legen. Der Kern der Reformbestrebungen sollte doch das medizinische Studium treffen, dessen ledigliches Symptom von sekundärer Bedeutung die Examina sind. Soll aber die Leistung des Studiums erhöht werden, so flicke man nicht ein paar Lappen an, sondern reformire von unten auf. Angebracht wäre es darum, das erste Ziel der Neuerungen schon vor den Universitätsjahren zu suchen. So gut wie der Entwurf auf die Gewerbe-Ordnung (V_1) einen Druck ausüben will, ebenso gut oder, weil weniger Schädigung direkt interessirter Personen unterläuft, kann auch auf die heutige Vorbildung der Studenten, zumal auf den Gymnasialabgang, ein Einfluss erwirkt werden. Was die Abiturienten eines humanistischen Gymnasiums an naturwissenschaftlichen Kenntnissen mit zur Hochschule bringen, ist fast durchweg einfach kläglich. Noch schlimmer aber ist die mangelnde Fähigkeit in der für den Mediziner so überaus wichtigen Benutzung seiner Sinnesorgane. Das Auge ist vollständig ungetübt, vielfach sogar zur Kurzsichtigkeit verdorben; es kostet die ärztlichen Lehrer unendliche Mühe, ihre Schüler zum Sehen von Körper und Farbe zu bringen; wie viele Kandidaten steigen in's Examen, ohne nur sicher eine parenchymatöse Trübung diagnostiziren zu können. Das Tasten muss vom Grund aus neu erlernt werden. Unglaubliche Leistungen werden bei den einfachsten technischen Handgriffen offenbar.

Wie traurig steht es mit dem Zeichnen! Ein hochwichtiger Umstand ist noch der, dass es dem Gymnasialgebildeten, der seinen Geist an der Grammatik mit ihren komplizirten Abhängigkeitsverhältnissen, mit ihren zahllosen, die Regel oft überwuchernden Ausnahmen, geschult hat, besonders schwer fällt, die an sich einfacheren, klaren Naturvorgänge nach den Beziehungen von Ursache und Wirkung sogleich richtig aufzufassen. Die Folge davon ist, dass er fürderhin in seinem Urtheil ängstlicher und vorsichtiger verfahren wird und nie zu solcher Selbstständigkeit gelangt wie der naturwissenschaftlich Gebildete. Was haben jene angekrüppelten Opfer verfehlter Lehrpläne für einen Ersatz? Angeblich die Erschliessung des klassischen Alterthums. Wenn nur wirklich dies erstrebte, arg überschätzte Ziel erreicht würde! Dass es aber damit auch nicht weit her ist, beweisen die Klagen der übrigens immer mehr der Verlassenheit anheimfallenden Alt-Philologie-Professoren. Die Grammatik spielt eben die Hauptrolle, der kulturelle Geist des Alterthums wird nur in traurigen Bruchstücken überliefert. Gehen doch oft Klassen vom Gymnasium ab, die überhaupt keine griechische Tragödie zu lesen bekommen hatten. Hier ist der Angelpunkt, wo jede Reform modernen Unterrichts, in erster Linie in der Heilkunde, anzusetzen hat. Das was beim Physikum an Zoologie, Botanik, Physik, anorganischer Chemie verlangt wird, könnte durchweg schon von dem Gymnasium auf den Weg gegeben werden. Komme man nicht mit dem Einwand, dass für die vielen Abiturienten, die zu den Geisteswissenschaften übergingen, all das werthlos sei. Es ist überflüssig zu betonen, dass Naturanschauung heute mehr als irgend wann für jedermann richtig ist. Der Alt-Philologen, die jedes frischeren Lufthauches entrathen zu können glauben, werden so wie so von Jahr zu Jahr weniger. Es handelt sich bei einer derartigen Aenderung nicht allein um den Gewinn an Wissensthatsachen, so viel werth er auch ist, sondern dass dann auf der Universität Zeit frei würde zu anderen wichtigen Gebieten, die schliesslich doch auch zur Grundlage medizinischer Bildung gerechnet werden müssen, physiologische Chemie, Psychologie, Geologie, höhere Mathematik. Vor allem wird dadurch ein Umschwung im Denken und Auffassen und zugleich eine intensivere Besitzergreifung der Sinnesorgane erzielt. Wohl sind die Bakterien zu ausserordentlicher Popularität gelangt, aber so lange nicht auf der Schule schon darüber, mindestens über die nichtpathogenen, in klarer Weise ein Ein- und Ueberblick ertheilt wird, fällt es den Medizinern schwer, mit 21 Jahren sich in die fundamentale, allberührende Bedeutung der Frage einzudenken. Die Begriffe, die in der frühen Jugend erworben sind, haften am festesten, sind am verwerthbarsten, sind im vollsten Sinn unser eigen. Nur kurz berühren wollen wir den wohl nur von wenig Stimmen erhobenen Einwand, durch die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse würde der Ruf nach dem Arzt schwächer werden. So wenig wird das eintreffen wie etwa durch die allgemeinere häusliche Pflege der Musik der Konzertbesuch eine Verminderung erfuhr. Im Gegentheil, die vielen Fälle gerade, die heut zu Tage den Arzt zwingen, von irgend welchem durchgreifenden Handeln abzustehen, weil er zu spät gerufen wurde, werden dann seltener werden. Welch ein Vortheil liegt ferner darin, dass auf diese Weise der Einzelne weit besser in die Lage kommt, rechtzeitig zu beurtheilen, ob er zum ärztlichen Beruf taugt oder nicht. Aus all diesen Gründen vermehre man schon im Gymnasial-Unterricht die Naturwissenschaft, betreibe sie minder diletantisch als bisher, wo z. B. die Zoologie ohne die Sexualthatsachen und ohne Spur von Entwicklungsgeschichte zurechtgestümpert wurde, gebe Gelegenheit zu praktischen Uebungen in Chemie u. s. w. und kräftige vor allem die Anschauung und Auffassung.

So erfreulich es ist, dass diese Grundanschauung unter der lernenden Generation

immer weiter Anklang findet, so merkwürdig bleibt es, dass viele Herren in Amt und Würden es doch beim Alten lassen möchten. Manche sprachen offen aus: „Das Ansehen des Arztes würde sinken, wenn Realschüler zugelassen würden.“ So unsachlich und kleinlich diese Betonung äusseren Ansehens ist, so leicht fällt es, dem Angstruf abzuweichen durch den Hinweis, dass eben der gesammte Mittelschul-Unterricht reformirt werden soll, auch der für Juristen u. s. w. Oder man beruft sich auf Geheimrath Ziemssen in München, der gesagt haben soll: „Wir stellen unsern Eltern, Lehrern und uns selbst ein schlechtes Zeugniß aus, wenn wir die Vorbildung, die sich bis jetzt so vielfach bewährt, plötzlich aufgeben würden.“ Unmedizinischer kann man sich kaum ausdrücken; welcher Arzt wird aus Rücksicht auf seine Lehrer und seine eigene Thätigkeit z. B. in der Diphtheriebehandlung davon abstehen, Behring'sches Serum einzuspritzen, und bei den alten, doch auch vielfach bewährten Mitteln zu verharren? Es ist meist vom Uebel, Autoritäten auf einem Gebiete, so einen berühmten Arzt wie Ziemssen, auch ohne weiteres für andere Fragen, so hier für Jugend-Vorbildung, als Autoritäten auf den Schild zu erheben. Gerade den älteren Herren fällt es oft schwer, sich in die Lernmethode der Jugend hinein zu empfinden, auch ist die Erlangung von Thatsachenmaterial nichts weniger als leicht. Für sie bedeuten derartige Fragen fremdes Gebiet, auf dem sie eben so unsicher sind, als wenn sie etwa, wie es kürzlich der Heidelberger Chirurg Czerny versuchte, sich in der hohen Diplomatie versuchten. Es entstehen da in der Regel Gedankengespinnte, dem Leben und Empfinden ungewandt. So leistete man sich schon den Ausspruch: Naturwissenschaft könnte ganz vom Gymnasium wegbleiben, das gäbe nur Afterbildung, die Naturerkenntniß des Schülers würde leiden durch diese Zweitheilung des Unterrichts auf Schule und Universität! Ist die inhaltliche Einheit denn nicht im Begriff des Faches schon garantirt? Ist andererseits dafür, dass das Studium z. B. der Physik aus einem Guss erfolgt, auf der Universität wirklich Gewähr vorhanden, wo man doch jedes Semester auf einer anderen Hochschule darüber Vorlesung hören kann?

Bei dieser Gelegenheit sei auf die vorzüglichen Ausführungen des Wiener Physiologen und Philosophie-Professor E. Mach hingewiesen, die er im Schlussvortrag seiner jüngst gesammelt erschienenen populär-wissenschaftlichen Vorlesungen (Leipzig, J. A. Barth, 1896) niedergelegt hat: „Ueber den relativen Bildungswerth der philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen.“

Dass hier in absehbarer Zeit eine durchgreifende Aenderung eintritt, ist bei unserem staatlichen Unterrichts-Monopol um so weniger zu erhoffen, als in diesen Fragen fast ausschliesslich die herrschende Juristen- und Verwaltungsbeamten-Kaste den Ausschlag giebt, die einzig und allein die bisherige Bildungsmethode kennt und, wenn sie auch von dieser nur Phrasen, nichts gutes zu sagen weiss, doch niemals einen Hauch der befreienden naturwissenschaftlichen Erkenntniß verspürt hat. Um so aufmerksamer müsste jede Gelegenheit beobachtet werden, wo von naturwissenschaftlicher Seite ein Vorstoss gewagt werden darf. Nun, wahrlich, ein geeigneterer Moment hätte nicht gefunden werden können als jetzt, wenn die Gesammtheit der ärztlichen Lehrer Deutschlands den Regierungen erklärt hätte: wir können mit dem auf dem bisherigen Wege vorgebildeten Schülermaterial nicht mehr in gedeihlichem Sinn arbeiten! Wie kann man einen so seltenen, lang ersehnten, Erfolg verheissenden Augenblick unbenutzt entschwinden lassen? Am 19. Juli hatte man zu Eisenach das Operationsmesser hierfür in der Hand; warum schnitt man nicht kühn zu? Mag Mangel an Weitsichtigkeit oder übertriebene Rücksicht gegenüber den oberen Regionen oder was sonst der Grund sein,

dieses Versäumniss ist für jeden Freund der Jugend, für jeden Anhänger der Heilkunde, ist für das ganze davon betroffene Deutschland im höchsten Grad schmerzlich und bedauernswerth.

Der neue Entwurf verhüllt nur schwer die Absicht, der Ueberfüllung des Berufs entgegenzuarbeiten. Dieser Wunsch ist ganz gerechtfertigt, wenn man bedenkt, dass z. B. in Berlin so viel unbeschäftigte Aerzte ihr Dasein fristen, dass dort trotz der vielen Autoritäten, die jährlich über 100 000 einnehmen, das ärztliche Durchschnitts-Einkommen noch nicht 1500 Mark beträgt. Aber die Wurzeln des Missstands werden wieder vollständig in Frieden gelassen. Die Ueberfüllung liegt zum grössten Theil daran, dass es fast der einzige Beruf akademischer Bildung ist, der sich noch einigermaassen frei von Beamtenwirthschaft und obrigkeitlicher Bevormundung hielt; zudem bildet er ziemlich das letzte Asyl für Studierende jüdischer Konfession. Gewiss erwachsen daraus ungesunde Verhältnisse. Soll dem abgeholfen werden, so ist jenen Wurzeln nachzugraben. Vorbeugungsmaassregeln, wie der Entwurf sie giebt, werden ihren Zweck vollständig verfehlen. Eine Verlängerung des Studiums wird zunächst nur die Minderbemittelten zurückschrecken, die bekanntlich gerade nicht identisch mit den Minderbefähigten sind. Das Examen lässt sich schliesslich von einem mittelmässig Begabten doch ersitzen, wenn er nur über die nöthigen Subsistenzmittel für ein paar Zusatz-Semester verfügt. Kann man nicht Unbefähigten die Möglichkeit erleichtern, sich rechtzeitig, ehe sie sich zu sehr in's Studium eingelassen haben, zu besinnen und umzukehren? Das Weiterkommen nach dem Examen aber, vor allem in den bedeutenderen Stellen als Universitäts-Assistenten, müsste nach den Grundsätzen der Auslese des Tüchtigeren gefördert werden, nicht nach dem viel geübten Gesichtspunkt des Nepotismus. Welch eminente Rolle dieser bei der Besetzung von Assistentenstellen, Verleihung von Professuren u. s. w. spielt, braucht ja keinem einigermaassen in die Universitätsverhältnisse Eingeweihten mehr gesagt zu werden. Die Mehrheit der Anstalten bietet reichliche Belege dafür, was Verwandtschaft, Zweckheirath und Liebedienerei bedeuten, wenn auch nicht jeder Fall so evident zu sein braucht wie der bekannte Münchener. Zahllos geradezu sind die jugendlichen Streber, die ihr Heil zunächst in persönlichen und gesellschaftlichen Beziehungen statt in ärztlichen und wissenschaftlichen Leistungen suchen und als Wappenthier den Fierasfer acus verehren mögen, jenes Mittelmeer-Fischlein, das seines Lebens schönste Tage im Darmrohr von Holuturien schmarotzt und nur von Zeit zu Zeit sich aus dem Steiss hervor zum frischen Wasser wagt. Kein Wunder, wenn da in so vielen Kliniken ein handwerksmässiger Betrieb herrscht, jegliche Individualität vermisst und alles nach Schema F abgehaspelt wird. Leicht erklärlich daher, wenn des Studenten Eifer nachlässt und sein Interesse sich abstumpft; ferner auch, wenn das Publikum in seinem Vertrauen und Glauben an die ärztliche Hilfsfertigkeit und Leistungsfähigkeit oftmals erschüttert wird und bedenklich zu schwanken beginnt.

Die einzige Stimme, die sich bisher betreffs des neuen Probejahrs in milderndem Sinne aussprach und zugleich dem heutigen Nepotismus einen Riegel vorschieben würde, ist die Professor Heinekes aus Erlangen, der den Vorschlag bringt, es sollen wenigstens allen, die mit der Note I bestanden haben, sofort die bezahlten Assistentenstellen in den Kliniken offen stehen, denen mit der Note II nur für den Fall, dass nicht genügend Bewerber mit I vorhanden, während die mit III durchgekommenen das praktische nach dem Buchstaben der neuen Bestimmung durchzumachen hätten. Der Vorschlag verdient weitgehende Beachtung. Bedenklich ist nur, dass damit dem Moment des Examens noch mehr Bedeutung verliehen würde als bisher gegenüber der ganzen übrigen Thätig-

keit des Examinanden. Dem leistungsfähigsten Kandidaten kann im Augenblick der Prüfung etwas in die Quere kommen, was ihn selbst gegen manchen Stümper in ungünstiges Licht setzt. Freilich darf man auch wieder nicht so weit gehen wie ein Pharmakologe, der im Examen erklärte: „Wer alle meine Fragen auch richtig beantwortet, zeigt damit doch noch nicht, dass er das Fach versteht, denn dazu müsste er erst mein pharmakologisches Praktikum mitgenommen haben;“ ein solches Praktikum ist gewöhnlich für den praktischen Arzt höchst überflüssig. Der Examens-Chikane lässt sich leicht entgegenarbeiten durch Verallgemeinerung der Oeffentlichkeit der Prüfungen. Würde beim Staats-Examen, so wie es bei der Vorprüfung üblich, jedem Studirenden der Zutritt leicht gewährt — und die Prüflinge des nächsten Semesters würden gern erscheinen — so wären Beleidigungen, wie die oben angeführte, undenkbar. Auch solche Schreckensworte könnten dann nimmer den Kandidaten lähmen, wie sie kürzlich ein Professor zu hören gab: „Da kommen die Herren zu mir mit No. 1 in den anderen Fächern und glauben mir damit zu imponiren; aber sie beweisen damit nur, dass sie sich mit keinem Fach spezieller beschäftigt haben!“ Dann dürfte es auch nicht mehr vorkommen, dass ein Leipziger Anatom den Examinanden ein Situspräparat zu erklären aufgibt, das schon viele Jahre hindurch schlecht konservirt ist und in allen Details Spuren wüster Zerstörung aufweist; dann wäre es hoffentlich vorbei damit, dass wie im Winter 1895—96 ein süddeutscher Geburtshelfer, berühmt durch seine Willkür, zwei Kandidaten überhaupt nicht prüft, sondern über den einen frischweg den Durchfall, über den andern die Note „sehr gut“ verhängt! Es liesse sich noch manches Stück erzählen von der Verkehrtheit der heutigen Einrichtungen, so z. B. der Frage-Auslosungsmethode, ferner von willkürlicher Beurtheilung im Examen, von schreiender Bevorzugung oder Zurücksetzung bei der Assistentenstellenverleihung. Genug, so viel wird jedermann ersichtlich sein, gar manches ist faul im Staate Dänemark.

Nicht einen Deut wird das Projekt daran ändern. So wünschenswerth die Verlegung der anatomischen Prüfung, die Einführung der psychiatrischen und Spezialprüfungen ist, als so lästig und zwecklos wird das Praktikantenjahr empfunden werden. Die Grundlage der verschiedenen Uebelstände bleibt unberührt. Wie anders, wenn schon von früher Jugend auf der Sinn für die herrliche Mannigfaltigkeit und erhabene Gesetzmässigkeit in der Natur geweckt statt abgestumpft, der Blick geschärft, die Geschicklichkeit geübt würde, wenn ein gut Theil des toden Ballastes der alten Grammatik über Bord geworfen würde zu Gunsten werthvollerer Erkenntniss. Möchten dann neben Naturwissenschaft und Mathematik die modernen Sprachen, vor allem der deutsche Aufsatz, sodann Geschichte im vollsten Sinn, Kultur, Litteratur, Kunst einschliessend, gepflegt werden. An Können und Wissen reicher wird der Student seine Semester beginnen, mit grösserer Sicherheit später in's klinische Studium treten. Die klinischen Lehrer müssen dafür sorgen, dass eine vielseitige praktische Bethätigung des Schülers seinem theoretischen Lernen parallel geht. Anschauung kann nie genug gepflegt werden. Heute geht noch mancher junge Arzt in die Praxis, ohne Varicellen gesehen zu haben, während er wohl weiss, dass Tetanin, Tetanotoxin, Spasmodotoxin und salzsaures Toxin von den Starrkrampfbazillen erzeugt werden. Dringend zu empfehlen wäre es darum, dass nach Möglichkeit der Kandidat die Universität ein- bis zweimal wechselt, zumal dass er sich einige Zeit an den materialreichen Anstalten der grossen Städte aufhielte. Das Famuliren vor allem sollte in der oben skizzirten Weise gefördert und organisirt werden. Möchten ferner die Autoritäten sich nicht immerzu unter dem Motto: „Oderint dum metuant“ in Unnahbarkeit hüllen und den Studirenden wie mit kalter Uebergiessung an seine Schülerhaftigkeit erinnern. Wie ausserordentlich

dankbar ist jeder Student für die geringste Anregung und Anerkennung von Seiten des Professors. Welche Verehrung wird selbst manchen Lehrern, die im Privatverkehr recht schroff und unliebenswürdig sind, doch entgegengebracht, weil die begeisterte Jugend ihre Freude an den Leistungen der Wissenschaft auf den, der dieselbe vor ihr ausübt, ihre Liebe zum Fach direkt auf den Lehrer überträgt. Solch tüchtigere Vorbildung, eine etwas bessere Organisation und ein geringes Entgegenkommen würden einen Lerneifer erzeugen, wie er jetzt zu den Seltenheiten gehört, sodass die Erschwerung des Examens dagegen gar nichts ausmachen könnte. Dann würde im Publikum bald das Misstrauen wieder schwinden, die ärztlichen Leistungen würden allenthalben an Bedeutung gewinnen und es wäre kein Anlass mehr vorhanden, den unwürdigen mechanischen Schutz durch Gesetz und Polizei anzurufen gegen Kurpfuscher und Quacksalber. In keiner Thätigkeit vielleicht kann sich Berufsbegeisterung so innig paaren mit Kollegialität. Wie schön und segensreich könnte erst der Heilberuf werden, wenn seine Vorbildung und Ausübung sich einige der vorgeführten Gesichtspunkte aneignen wollte!

Tausend fleiss'ge Hände regen,
 Helfen sich in munterm Bund,
 Und in feurigem Bewegen
 Werden alle Kräfte kund.
 Meister rührt sich und Geselle
 In der Freiheit heil'gem Schutz,
 Jeder freut sich seiner Stelle,
 Bietet dem Verächter Trutz.

Leonhard Stein.

Neue Kunst.

Von Ria Claassen in Zürich.*)

Die Kunst ist das freieste Kind des Letztbedingenden. Vom Wege versprengt, den die Eltern wandelten, wächst es auf, einsam und fremd, im wildem Sturmhauch der Natur. Oder sie ist wie der goldgelbe Apfel, der den Abhang hinabrollt in's Thal, wo die Menschen wohnen, und der Vorüberwandernde, sich wundernd, kostet ihn, zu dem Gemirr von Fruchtbäumen oben hinaufstarrend. Wie Pallas Athene klirrend dem Haupt des Zeus, entspringt das Kunstwerk oft kühn und scheinbar unvermittelt dem Hirn seines Schöpfers — ein köstliches, lockendes Räthsel! Wer hat heute schon den Ariadnefaden gefunden, der mit Sicherheit von ihm durch das Labyrinth der menschlichen Seele, mit ihrem millionenfachen Gekreuze von zufälligen Eindrücken und selbstständig werdenden Faktoren, zurück, immer weiter zurück,

*) In Anbetracht der Aktualität, welche die Kunstfrage gerade jetzt durch die betreffende Debatte auf dem Gothaer Parteitage erhalten hat, hat uns die Verfasserin den folgenden Artikel, der bereits in der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung“ erschienen ist, zur Aufnahme eingesandt. Da wir annehmen, dass die in ihm enthaltenen Ausführungen gerade die sozialistischen Akademiker besonders interessiren dürften und wohl auch geeignet sind, einen Meinungs austausch über sie herbeizuführen, so hielten wir es für geboten, diesem Wunsche um Veröffentlichung in unserem Organe bereitwilligst nachzukommen.

Die Redaktion.

zum Ausgang in's Freie der letzten ökonomischen Ursache führt? Wer will sich erkühnen, ohne diese von der Wissenschaft so wenig aufgehellten Wege gewandelt zu haben, einzig mit Zuhilfenahme eines primitiven und nur auf primitive geistige Geschehnisse anzuwendenden Schemas der Kunst jetzt schon hinter ihre Geheimnisse zu kommen?

Freilich, man hat heute verlernt, im Kunstwerk die nur künstlerische Wirkung zu suchen. Dazu gehört der der Kunst bedürftige, gesammelte Mensch, den die Zeit nicht zu zeugen vermag. Und all' dies gedankliche, moralische und sonstige Nebenbei, das heute, ungelöst oder halb gelöst, den klaren Trank trüben darf, welcher den nicht durstigen Lippen genügt und für echt gilt — das bietet sich immer noch leicht genug dem für die gröbere Verstandesthätigkeit geschärften Untersuchungsmesser der materialistischen Forschung dar. Am organischen Lebenszentrum des reinen Kunstwerks aber, aus dem es mit warmem Athem uns streift und mit zuckendem Herzschlag das Blut jagender durch unsere Adern treibt — an dem gleitet es ab; das Innerst-Vibrirende, das hinter den Worten steht, das kann es nicht fassen. Denn das ist geboren aus der höchsten Konzentration aller Kräfte der Gattung, die aus dem schaffenden Individuum nicht einmal vollbewusst ausstrahlen brauchen. So wunderte sich Goethe in der bewussten Weisheit seines Alters über die Tiefe der Lebensansicht in dem frühen Jugendwerk, das seinen Ruhm begründete. Im Kunstwerk erst sind die geistigen Schätze, die die Kultur starr und vereinzelt an's Licht hebt, zu ihrem inneren Sinn verschmolzen. In ihm schwingen die verwehten Klänge aus allen Zeiten menschlicher Entwicklung als geheime Obertöne mit und färben den Grundton der Gegenwart mit der Stimmung des Ewigen. So scheinen Tausende von Jahren vor ihm wie ein Tag. Alles Andere ist eben Stückwerk, nur die Kunst ist ein Ganzes. Wer kann aber auf die Dauer kämpfen im Gefühl des Tages, ohne sich, wie Antäus aus dem Erdreich, neue Kraft zu saugen aus dem berausenden Gefühl des All-Einen? Kein Zeitalter ist bisher ohne Religion ausgekommen — die Kunst wird die Religion der Zukunft sein. Oder, um mit einem naiven Gleichniß Karoline Schlegel's zu sprechen: „Wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, so werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Funken sein, die in das Haus Gottes gehen — dann erst kommt Finsterniss“.

Wie kann nun solche reine Kunst jetzt überhaupt bestehen? Jetzt, wo sie in keiner Weise der Ausdruck der Volksseele wäre — was doch jede echte Kunst sein soll — wo das Bedürfniss der meisten an ihr achtlos vorübergreift zum dringenden Nächsten? Das Bürgerthum hat ja keine Zeit mehr für sie, das Proletariat noch keine Zeit dafür. Und doch besteht sie, doch ist sie neuerstanden von den Todten in einem Augenblick, da Niemand es erwarten durfte. Wo also kommt sie her? Und wie konnte sie gar jetzt schon in einem Einzelnen eine Blüthe entfalten, die nur das Erdreich des fernen sozialistischen Wundergartens hätte hervortreiben dürfen? Wie konnte sie, die Wiedergeburt des hellenischen Kunstgeistes anstrebend, das Kunstwerk aus der Verschmelzung aller Künste zeitigen, das nur, getragen von der Zeugungskraft eines ganzen Volkes, entstehen durfte? Welch' räthselhafter Kreuzung von Kräften verdankt unser Zeitalter den Mann, welcher jene höhere Synthese aus mystisch-symbolischer Romantik und heidnisch-klassischer Gestaltungskraft schuf, der Goethe im „Faust“ auswich, und die Heinr. v. Kleist vergebens sein Leben lang in Inbrunst und Verzweiflung aus sich zu gebären suchte? Die zu frühe Erscheinung Richard Wagners scheint der Theorie der absoluten Abhängigkeit der Kunst von den unten wühlenden Triebkräften, die den Nerv seiner eigenen Kunstanschauung ausmacht, in's Gesicht schlagen zu wollen. Muss man hier nicht dem rein

ideellen Faktor, der Reaktion des fast verdursteten Gemüths gegen das Zeitalter des verdorrten Verstandes — diesen einzig angebeteten Götzen des Jahrhunderts — eine Bedeutung zuerkennen, wie sie die so häufig auftretende mechanische Anwendung der ökonomischen Geschichtstheorie nicht zulassen möchte? Ach, das Gewebe ist zu fein! Der Faden ergibt sich nicht so leicht dem Blicke des Suchenden!

Aber man will ja auch die neuauftauchte reine Kunst, die den Naturalismus ablöste, vielfach gar nicht als solche gelten lassen, indem man sie als „dekadent“ und einzig als den Ausdruck der absterbenden bürgerlichen Klasse bezeichnet. Sie ist es wohl auch, in einem Theil ihrer Vertreter — in dem wesentlichen Theil derselben aber ganz gewiss nicht. Zunächst: ist es denn so sicher, dass diejenigen Kunstepochen, welche mit denen der klaren, heiteren, wechselnden Form, der freudig naiven Schöpferkraft abwechseln — die Epochen der Tiefen, der Hintergründe und der geheimen Zusammenhänge, welche nach dem Bleibenden im Wechsel, nach dem, was immer Räthsel war und vielleicht immer Räthsel sein wird, mit scheuen, unermüdlichen Händen tasten — ist es denn so sicher, dass diese Zeiten immer einen Verfall anzeigen? Sie bringen freilich selten jene festgegründeten, hochragenden Kunstwerke hervor, welche Denkmäler ihrer Zeit bleiben für Jahrhunderte. Sie scheinen weit mehr von der blossen Laune des Individuums getragen. Es ist, als wendeten sich in ihnen die durch ein grosses Stürmen zu lange in Erwartung eines kommenden Heils gehaltenen Gemüther, enttäuscht und ermüdet vom schwerfälligen Gange der Zeit, von Leben und Wirklichkeit ab, um für sich allein, in sich selbst, das Heil zu finden, das sie nicht länger glauben entbehren zu können. So entstand die Romantik am Anfang des Jahrhunderts nach den Stürmen der grossen Revolution — so entstanden die heutige „Dekadence“, der heutige „Symbolismus“ (um diese Sammelnamen für so Verschiedenartigstes zu gebrauchen) nach dem grossen Sturm der sozialistischen Lehre. Aber dies Abwenden braucht gar nicht die Schwäche des Dekadenten zu sein, der das frische und oft brutale Leben in seinem wogenden Wechsel nicht mehr zu ertragen vermag. Vermag diese Richtung nur ein einziges wirkliches Kunstwerk hervorzubringen, so ist ihre Lebenskraft ja bewiesen. Die echten Künstler der neuen Kunst — und es giebt ja nun einmal solche — können nur dies heutige Leben nicht mehr ertragen, weil ihr Lebensgefühl bereits die Vertiefung und Verfeinerung einer späteren Zeit aufweist. Ein Ach! über die Zeit, in der der künstlerische Mensch einer späteren Epoche angehört!

Oder ist es der stark ausgeprägte Individualismus, der der neuen Kunst ihr Verfallsgepräge giebt? Aber der Individualismus des Künstlers ist ein anderer, als der brutale Egoismus des von der Gesellschaft zehrenden und sie dennoch ignorirenden Menschen, der den ganzen gesellschaftlichen Unterbau von Schmutz, Elend und Schande als zu seiner geistigen Behaglichkeit nöthig erachtet. Der Künstler muss doch — wenn man ihm nicht die Daseinsberechtigung für jetzt überhaupt abstreiten will, was auch nicht viel nützt, wenn er einmal da ist — dem Zwange seiner Persönlichkeit folgend, wenn ihn diese zur Behandlung der feineren, intimeren Lebensprobleme treibt, jene grauenhafte Unterlage der heutigen Kultur vergessen dürfen, als wäre sie nicht mehr vorhanden. Das ist sein Recht, oder er hört auf, Künstler zu sein. Je weiter er sich aber auf diese Weise von dem entfernt, was die Mehrzahl treibt und bewegt, um so mehr vereinsamt er, um so geringer wird die Zahl derer, für die und in deren Namen er sprechen kann — bis er zuletzt sich ganz allein gegenüber sieht in grauenhafter Vereinzelung. Da kann es wohl geschehen, dass sein Ich schwillt und schwillt, bis es den leergewordenen Raum auszu-

füllen scheint, den er nicht ertragen kann leer zu sehen. Auch die deutsche Romantik, die weit mehr dem Verständniss ihrer Zeit angepasst war, war individualistisch: aber das Ich, das sie auf den Thron ihrer Anbetung erhob, war gleichsam gesättigt mit dem Wesen der All-Natur, aus der es sich nur zurückzog, um ihre Herrlichkeit desto nachdrücklicher verkünden zu können. Der heutige Individualismus ist trotziger, verzweifelter, verbitterter, und er muss es sein in der grösseren Ungunst der Zeiten.

Was hat nun diese neue Kunst, die wie keine frühere verinnerlichtes Naturgefühl, unablässiges Ringen mit den tiefbohrenden psychischen Problemen und unendlich verschärfte Empfindlichkeit in der Wahl ihrer Mittel, wenn auch nur selten erst volle monumentale Gestaltungskraft mitbringt, — was hat diese Kunst im Grunde mit dem in seiner Masse inhaltslos gewordenen, vernüchternen Bürgerthum zu thun? Sind ihre Vertreter wirklich noch irgendwie typisch für ihre Klasse? Oder können deren Klasseninstinkte nicht vielmehr, in Folge künstlerischer, also umfassenderer Veranlagung, verkümmert sein durch die stärkeren Einflüsse der tausendfach umherschwirrenden Zukunftskeime, welche die Zeit allen Winden übergeben hat? So scheinen sie vielmehr von fern auf eine Epoche hinzudeuten, die der Aeusserlichkeit und Hast einer Uebergangszeit, welcher alle, auf beiden Seiten der Kluft Stehenden, mehr oder weniger verfallen, bereits entrückt ist.

Recht eigentlich aus dem Geist des heutigen Bürgerthums scheint vielmehr, was seine ästhetische Doktrin anbetrifft — wenn auch seine Stoffe durchaus revolutionärer Art sein können — der Naturalismus gewachsen zu sein, für den Zola typisch geworden ist — für Deutschland etwa, ausser den Zola-Nachtretern Kretzer, Alberti etc., der bisherige Mackay am meisten, dann auch Max Halbe. Dem bürgerlichen Geist entspricht so sehr sein begrenzter Wirklichkeitssinn, dem nichts real ist, was er nicht sehen, hören und preisen kann; sein Kleben am Stofflichen; seine trostlose Aufschwungslosigkeit, selbst wo der Ausblick auf ein zukünftiges Besseres eröffnet wird. Dieser liegt dann gewissermassen nur in den Worten, nicht im Geist. Aber der Naturalismus hinterlässt aller späteren Kunst seine brillant ausgebildete Technik, die es verdient, in bessere Hände zu kommen; und er hat zweifellos eminent kulturfördernd gewirkt, gerade dadurch, dass er einfach wiedergeben wollte, was er sah; denn was er sehen musste, wenn er um sich blickte, brauchte eben nur recht deutlich gesehen zu werden, damit man es als unhaltbar erkannte. Nur weil er in der Form von Kunstwerken auftrat, konnte man die Kunst zu leicht ganz und gar über ihm vergessen.

Damit ist der reine konsequente Naturalismus gemeint, der zu allen möglichen ausserkünstlerischen Zwecken wirklich nichts weiter geben will, als ein „Stück Natur, gesehen durch ein Temperament“ (wie selbst er hinzufügen musste), nicht aber die in den Naturalismus verkleidete Kunst, welche der Boden der unmittelbaren Wirklichkeit durch seinen Hauch unendlicher Tragik magnetisch zu sich herzieht und an sich fesselte. Auch Dostojewsky und Tolstoy, auch Ibsen in einem Theil seiner Werke haben sich meist in äusserlich naturalistischen Formen bewegt; auch Gerhart Hauptmann und Johannes Schlaf in seinem „Meister Oelze“ haben sie angewandt. Aber sie alle sind eingeweiht in die Mysterien der menschlichen Seele, ihre Horizonte sind hinausgerückt bis in's Dämmerlicht des Ungewisswerdenden, denn durch ihre Werke weht mit dem matten Schein der Perle jener geheimnissvolle Glanz, der nur den echten Kunstwerken eigen ist. Die alte, ewige Sonne hat hier den trüben, schweren, grauen Dunstkreis des Lebens zertheilt, wenn auch noch mattsilberne Nebeltücher sie einhüllen, wenn sie auch noch nicht funkelt und blitzt mit den blendenden Reflexen von weissem Marmor, wie in den Werken von Gabriele d'Annunzio.

Die echte Kunst hat Flügel. Sie kann frei schweben über dem Boden der Wirklichkeit. Sie kann aus ihm immer neue Kräfte saugen, sobald sie will; aber sie kann auch über ihn hinwegschnellen bis in blaue, sonnige Höhen und wunderbar jagende Wolkengebilde. Das thut der Symbolismus. Aber auch so sieht er nur die Bilder der Erde. Doch er sieht sie in ihrer tieferen Wesenheit, losgelöst vom bloss Zufälligen, in der weiten, klaren Hülle des Symbols. Hier haben Maeterlinck und der spätere Ibsen in dämmernde Kunstfernen gewiesen.

Diese Kunst vermag auch auf ihren Flügeln wie keine andere in die Abgründe der menschlichen Seele zu dringen, von wo sie manch' Nachtgevögel aufscheucht und dunkle, händeringende Schatten, oder auch niegesehene, seltsam schillernde Funken aus tief verborgenen Glutherden. So wandelt Gabriele d'Annunzio, so wandelt Arne Garborg unbetretene, seltsam schöne Wege; dann Jacobsen, bereits einer früheren Generation angehörnd, aber mit all' seiner Feinheit und Tiefe und mit dem unvergleichlichen, schier trunken machenden Zauber seiner Sprache sich einzig festsaugend an den Schönheiten der mütterlichen Erde.

Oder die neue Kunst fliegt aus all' dieser mystischen Verwirrung und Komplizirtheit zurück durch die Jahrhunderte in eine Vergangenheit, die noch die einfachen, klaren, starken Gefühle, die geschlossenen, mächtigen, skrupellosen Persönlichkeiten kannte, - und die doch schön war, voll Maass und süsser Harmonie. Sie flüchtet zu den Griechen oder in die Renaissance. Von dort will sie den wahren Keim der Erneuerung mit herüberbringen, nicht ihn hervorziehen aus den mystischen Wurzeln der Volkskraft (es ist der Gegensatz, der zwischen Nietzsche und Wagner aufklaffte). Aber sie irrt sich. Sie vermag den unkomplizirten, kräftigen Geist einer alten Zeit gar nicht einzufangen — es wird ein nervöses Griechenthum und eine grüblerische Renaissance. Nur auf der äusseren Form ist der Stempel jenes Geistes in unvergleichlich erneuerter Weise haften geblieben, und wir bewundern ihn in der knappen, durchsichtigen, funkelnden und doch so vieldeutigen Sprache von Gabriele d'Annunzio, oder (in der deutschen Poesie) von Hugo von Hofmannsthal.

Aber in dem allen kommt es der neuen Kunst gar nicht auf den Gegenstand an, den sie darstellt. Sie sucht ein Anderes, Dahinterstehendes, das ihn in sich enthält. Ich brauche eine Rose nicht zu beschreiben, nicht einmal zu nennen, und kann doch den Eindruck ihrer zarten, duftigen Frische hervorrufen, und das ist das Wesentliche. Nur so auch wird der Hörer gewaltsam aufgerissen aus der Stumpfheit, in die ihn die immer gleichen Worte gewiegt haben. Die Worte werden für ihn gleichsam neugeboren in ihrem ursprünglichen frühlingfrischen Sinn. Daher dies unermüdliche Suchen und Tasten nach neuen Wortverbindungen und neuen Satzwendungen, um eben die eingeschlafene Eindrucksfähigkeit aufzustacheln und sie dem Willen des Künstlers zu zwingen.

Und dieses Jagen hinter dem vom Stofflichen befreiten Wesen der Dinge, ihrem blossen Eindruck her sichert der Poesie auch ihr eigenstes Gebiet, sichert ihr ihre nothwendige „Entfernung vom Leben“. Hugo von Hofmannsthal sagt darüber: „Ich weiss nicht, ob Ihnen unter all dem ermüdenden Geschwätz von Individualität, Stil, Gesinnung, Stimmung u. s. f. nicht das Bewusstsein dafür abhanden gekommen ist, dass das Material der Poesie die Worte sind“, „die schwebenden, die unendlich vieldeutigen, die zwischen Gott und Geschöpf hangenden Worte: dass ein Gedicht ein gewichtloses Gewebe aus Worten ist, die durch ihre Anordnung, ihren Klang und Inhalt, indem sie die Erinnerung an Sichtbares und die Erinnerung an Hörbares mit dem Element der Bewegung verbinden, einen genau umschriebenen, traumhaft deutlichen, flüchtigen Seelen-

zustand hervorrufen, den wir Stimmung nennen“ . . . „Es führt von der Poesie kein direkter Weg in's Leben, aus dem Leben keiner in die Poesie. Das Wort als Träger eines Lebensinhaltes und das traumhafte Bruderwort, das in einem Gedicht stehen kann, streben auseinander und schweben fremd aneinander vorüber wie die beiden Eimer eines Brunnens.“ Und wieder an einer anderen Stelle: „Ja, ich halte Wirkung für die Seele der Kunst, für ihr ganzes, völliges Wesen. Wenn sie nicht wirkte, wüsste ich nicht, wozu sie da wäre; wenn sie aber durch das Leben wirkte, wüsste ich wieder nicht, wozu sie da wäre;“ . . . „Für Menschen, die das Stoffliche nicht vom Künstlerischen zu unterscheiden wissen, ist die Kunst überhaupt nicht vorhanden; aber freilich, auch für sie giebt es Geschriebenes genug.“ Und Maeterlinck, nur in's Innere dieser vom unmittelbaren Leben entrückten Kunst sehend, sagt über sie in seinem „Trésor des Humbles“, als er von der des Kunstwerks einzig würdigen „wahren Tragik des Lebens“ spricht, die erst beginne, wo „das, was man Abenteuer, Schmerzen und Gebahren nennt“, vorüber sei, und von der Bedeutung des Lebens in der Stille, nicht im Gewirr: „Es käme darauf an, das Wunder des Lebens an sich zu offenbaren, . . . das Leben einer Seele in sich selbst inmitten einer nie rastenden Unermesslichkeit vorzuführen, . . . uns die unsicheren, schmerzenden Schritte eines Wesens vorzuführen, das seiner Wahrheit, seiner Schönheit und seinem Gott näher oder ferner rückt . . . Es giebt Tausend und Abertausende mächtigere und verehrungswürdigere Gesetze, als die Gesetze der Leidenschaften; aber diese gemessenen, verschwiegenen und geheimnissvollen Gesetze lassen sich wie alles, was von einer unwiderstehlichen Macht erfüllt ist, nur in der Dämmerung fassen und vernehmen, nur in den stillen Stunden der Sammlung im Leben Es sind überhaupt nur die unnütz scheinenden Worte, die in einer Dichtung in's Gewicht fallen. In ihnen liegt die Seele der Dichtung . . . Das, was ich sage, ist oft belanglos; aber meine Gegenwart, das Wollen meiner Seele, meine Zukunft und meine Vergangenheit — das, was in mir zu Tage treten wird, das, was in mir erstorben ist — ein geheimer Gedanke, Sterne, die mir beistimmen, mein Schicksal — tausend und aber tausend Geheimnisse, die mich umweben, die euch umweben — das ist es, was in diesem entscheidenden Augenblick zu euch spricht, das antwortet mir . . . Das sind die Sphären, in denen sich die Geschehnisse entscheiden, das ist der Dialog, auf dessen Echo man hören müsste.“

Ja, es ist in der neuen Kunst wie ein Flüstern der Seelen miteinander, die die Bilder und Zeichen des Lebens nicht brauchen, um sich zu verstehen. Diese Bücher sind, auch wo kein Ewigkeitswerth ihnen aufgedrückt ist, für jene „Eingeweihten“ geschrieben, denen Nietzsche sein Buch von der „Geburt der Tragödie“ widmete, „Musik für solche, die auf Musik getauft, die auf gemeinsame und seltene Kunsterfahrungen hin von Anfang der Dinge an verbunden sind, Erkennungszeichen für Blutsverwandte in artibus“. Daher fehlt diesen Künstlern und denen, die in ihrem Geist eine Offenbarung fanden, oft die nöthige Entfernung von einander, um sich klar sehen zu können. Und so kann wohl manch sonderbar scheinende Ueberschätzung unterlaufen, die Späterlebende vielleicht anmuthen wird wie die des Goethe'schen Zeitalters, das den Abstand Goethes von Tieck nicht klar zu erkennen vermochte. Aber das ist unwesentlich. Immer klingen aus der neuen Dichtkunst, stärker als von irgendwo anders, Töne des Kommenden, die die künftige Harmonie errathen lassen. Und wenn sie, noch krankend durch ihre Vereinzelung, die Arme den Schwesternkünsten noch nicht entgegenstrecken mag, mit denen sie allein das „Kunstwerk der Zukunft“ schaffen könnte — was kümmert das uns, die Jetztlebenden? Wir wollen einzig ihren schmerzlich süßen Duft in uns saugen und mit ihm die Gewissheit, dass die leere, todte Zeit bald verweht sein wird wie Herbst-

laub vor dem Sturm. Oder, um mit den Worten eines der „Modernen“ zu sprechen:

„Mit dem Haupt, dem hörnerschweren,
Nickt den Takt der grosse Pan:
Langsam kommt die Zeit heran,
Da die Götter wiederkehren.“

Verzweiflung.

Von Julius Hart in Friedrichshagen.

Feuer verzehrt meinen Leib,
Gift wühlt im Eingeweide, —
O du Hunger, du wilde Gier
Nach Brod für uns Beide!
Für mich und dich, weinendes Kind in meinen Armen!
Fahl sind deine blauen Augen, deine warmen
Lippen so kalt! . . . Warum wardst du geboren?
Zu Qual und Verzweiflung! Ewig verloren
Zu Leid und Schmerz! Oh, eine Stunde
Des Todes ist besser, denn die lange wunde
Reihe blutiger Lebensjahre.

Sieh, wie das goldenklare
Frühlingswasser über weiche Wolken fiesst,
In meiner Heimath Bergen,
Wo das Edelweiss spriesst.
Strömt aus dem dunklen Felsenspalt
Seiner Quellen Gewalt.
Dort hätten wir beide genug zu schmausen,
Doch weit, viel zu weit ist's, wo die Brüder hausen,
Würden auch mit bösen Worten und grossen
Schelten die verlorne Schwester von sich stossen.
Im Wasser dort ist's ruhig, mein Kind.
Dort spielst du mit goldnen Fischlein,
Sie schlüpfen durch die Fingerchen geschwind,
Sind stumm und können dir auch nicht sagen,
Wie deine Mutter fiel
Einem Buben zum Spiel,
Und was sie geschrien und was sie ertragen . . .

Im Wasser unten sind grüne Augen
Mit bunten Schnecken und glitzernden Steinen,
Und auch die blauen
Himmelswolken, die sonnenreinen.

Oh, in den Himmel will auch ich,
Sollst auch du, mein armes Kind, . . .

Nicht das Wasser, — der Himmel lockt mich,
 Zieht mich — zieht mich, — mein Kind
 Langsam zu sich hin . . .
 Fasst meinen Armen, fasst meinen Sinn . . .
 Umschmeichelt mich weich und lind . . .
 Mutter!!
 Bet für dein armes Kind — — —
 Gott sei gnädig, mir Sünderin!

Der sozialdemokratische Parteitag.

Von Paul Hirsch in Berlin.

Der diesjährige Parteitag der sozialdemokratischen Partei Deutschlands wurde vom 11. bis 17. Oktober zu Gotha abgehalten. Nicht nur von der bürgerlichen Presse, sondern auch von einigen Organen der eigenen Partei war bereits vor dem Parteitage die Behauptung aufgestellt, dass schwerwiegende Fragen in diesem Jahre nicht zur Erörterung kommen würden, da die Zeitverhältnisse nicht dazu angethan seien und kein Material vorliege. Dass Berathungen von weittragender Bedeutung nicht stattfanden, hat der Verlauf der Verhandlungen bewiesen, aber lag dies wirklich an den Zeitverhältnissen? Boten die grossen Lohnbewegungen zu Beginn des Jahres, bot der gewerbliche Aufschwung vieler Industriezweige und als Folge davon die Hebung der Gewerkschaftsbewegung keinen Anlass zu Debatten auf dem Parteitage? Waren die bekannten Vorschläge des Genossen Parvus so garnicht zu Erörterungen angethan, die eines Parteitages der deutschen Sozialdemokratie würdig gewesen wären?

Zwar versuchte man, das Versäumte noch in letzter Stunde dadurch nachzuholen, dass man, einem Antrage Arons' Folge gebend, ein Referat über Arbeiterschutz auf die Tagesordnung setzte. Da aber der Referent erst in letzter Stunde hiervon benachrichtigt wurde und auch die meisten Diskussionsredner keine genügenden Vorbereitungen zu einer eingehenden Besprechung einer so wichtigen Frage getroffen hatten, so konnte sich die Debatte nicht zu der ihr gebührenden Höhe aufschwingen; sie verlor sich in Einzelheiten, anstatt sich zu einem ganz bestimmten Punkte zu verdichten. Vielleicht trug zu diesem Misslingen auch der Umstand bei, dass das Wort „Arbeiterschutz“ nicht glücklich gewählt war. Der Begriff ist nicht weit genug, und so war es dem Vorsitzenden, dem wir hieraus durchaus keinen Vorwurf machen wollen, da er lediglich in Erfüllung seiner Pflicht gehandelt hat, möglich, einen Redner, der etwas zu weit vom Thema abschweifte und auf die Stellung der Gewerkschaften eingehen wollte, zur Sache zu rufen. Ich halte die ganze Arbeiterschutz-Debatte auf dem Parteitage für wenig erspriesslich und hoffe, dass dasselbe Thema im nächsten Jahre nochmals eingehender und von einem höheren Gesichtspunkte aus behandelt werden wird.

Auf der Höhe der Situation stand die Debatte über Frauen-Agitation. Die Referentin, Genossin Zetkin, hat es in meisterhafter Weise verstanden, die springenden Punkte hervorzuheben, so dass die ganze Diskussion von vornherein einen Charakter annehmen musste und auch in der That annahm, wie er dem Parteitage nur zur Zierde gereicht. Gegenüber dem von den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen in den letzten Wochen aufgeführten Schau-

gepränge war es Pflicht des Parteitages, zu zeigen, dass die sozialdemokratische Frauenbewegung mit der bürgerlichen zwar in manchen Forderungen übereinstimmt, dass aber die Sozialdemokratie mit dieser ebenso wenig gemeinsam kämpfen kann, wie etwa mit den bürgerlichen Demokraten oder mit irgend einer anderen bürgerlichen Partei, nicht nur, weil ihre Ziele weiter gesteckt sind, sondern auch, weil sie in den Mitteln zur Erreichung dieser Ziele vielfach von einander abweichen. Der Parteitag hat anerkannt, dass die Emanzipation der proletarischen Frau nicht das Werk der Frauen aller Klassen, sondern allein das Werk des gesamten Proletariats ohne Unterschied des Geschlechts ist. Deshalb brauchen wir den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen durchaus nicht feindlich gegenüber zu treten; was sie erreichen, wird vielleicht auch einmal dem Proletariat zu gute kommen, und warum sollten wir auch nicht ihre Erfolge uns zu nutze machen? Aber wenn jene bereits zu kämpfen aufgehört haben werden, weil ihre bescheidenen Forderungen in Erfüllung gegangen sind, wird der Kampf der proletarischen Frauen, der Kampf im Verein mit den Männern ihrer Klasse gegen die Kapitalistenklasse, noch lange nicht beendet sein. Werden wir denn auch auf die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, mit denen wir heute in manchen Einzelheiten übereinstimmen, zu rechnen haben, oder werden sie uns nicht vielmehr aller Voraussicht nach, erschreckt über unsere Endziele, schnöde im Stich lassen, ja, vielleicht sogar feindlich gegenüber treten? Und gerade darum, weil wir in dem ferneren Kampfe keine Unterstützung von ihnen zu erwarten haben, haben wir auch jetzt keine Veranlassung, mit den Frauenrechtlerinnen gemeinsame Sache zu machen und unsere Kräfte zu zersplittern. Wie in allen Kämpfen, so muss sich auch hier das Proletariat auf sich selbst verlassen.

Von ganz besonderem Interesse sind die Erörterungen über die Pressverhältnisse, mit denen ein grosser Theil des Parteitages ausgefüllt wurde. Hier spitzte sich die Debatte wesentlich auf drei Punkte zu, auf die Haltung der „Neuen Welt“, auf die Zeitungsfehde zwischen dem „Vorwärts“ und dem Genossen Quarek und auf die Leitung des Zentralorgans der Partei.

Durch die Kunstdebatte über die „Neue Welt“ wurden alle Erwartungen bei Weitem übertroffen. Dass der Arbeiter in einer Zeit der kapitalistischen Ausbeutung, in einer Zeit, wo ihm nur wenige Stunden des Tages zur geistigen Erholung übrig bleiben und wo ihm Gelegenheit zur Bildung und zur Erweiterung seiner Schulkenntnisse nur in ganz geringem Maasse geboten wird, sich trotzdem den Sinn für die Schönheiten unserer Litteratur und Kunst erhalten hat, ist der schlagendste Beweis gegen die so oft von gegnerischer Seite aufgestellte Behauptung, dass die Kunst in der sozialdemokratischen Gesellschaft keinen Platz hätte. Der Kunst erwächst in der sozialdemokratischen Welt eine weit bessere Pflegestätte, als im heutigen Staat, allerdings nicht der Kunst, die ihr höchstes Ideal darin erblickt, der herrschenden Strömung Rechnung zu tragen, die jeweiligen Machthaber zu verherrlichen und den Personenkultus zu pflegen, sondern der wahren Kunst, die, unbeirrt durch fremde Einflüsse, ohne Rücksicht auf die Wünsche Anderer, ihre eigenen Wege findet und geht. Freilich, das letzte Wort hat der Parteitag in dieser Frage noch nicht gesprochen, eine Entscheidung ist nicht herbeigeführt, sie sollte und konnte auch nicht gut herbeigeführt werden, wohl aber sind Manchem neue Gesichtskreise eröffnet worden.

In dem Streit Quarek contra „Vorwärts“ wurde die prinzipielle Seite der Frage kaum gestreift, hier wurden lediglich persönliche Momente in die Debatte gezogen, die ohne Schädigung der Interessen der Partei hätten vermieden werden können. Wenn bei dieser Gelegenheit ein Redner von „verkrachten Existenzen“ sprach, die mit offenen Armen in die Partei aufgenommen

werden, wofern sie nur den Dokortitel mitbringen, so ist das mehr als eine persönliche Spitze, es ist darin ein System zu erblicken für das Misstrauen, das viele aus Arbeiterkreisen hervorgegangene Genossen den aus bürgerlichen und namentlich aus akademischen Kreisen zu ihnen kommenden entgegenbringen. Und man sollte doch endlich einmal aufhören, den mit dem Makel einer besseren Bildung behafteten, als minderwerthigen und weniger zuverlässigen Genossen zu betrachten. Wir wollen durchaus nicht etwa den Akademikern ohne weiteres eine bevorzugte Stellung innerhalb der Partei zugestehen, andererseits aber haben sie ein Recht darauf, als gleichberechtigte Faktoren angesehen zu werden. Also lasse man einmal diese unbegründeten Vorwürfe bei Seite und gewöhne sich an eine vorurtheilslose Kritik. Die Sozialdemokratie wird dabei wahrlich nicht schlecht fahren.

Einen leider nur allzu persönlichen Charakter nahmen auch zeitweise die Erörterungen über die Leitung des „Vorwärts“ an. Gewiss ist es erfreulich, dass sich in weiten Kreisen das Bestreben geltend macht, das Zentralorgan der Partei zu einem in jeder Beziehung mustergiltigen Blatte zu gestalten, und dass man an den zu Tage tretenden Schäden eine offene Kritik übt. Aber man muss sich hüten, in dieser Kritik zu weit zu gehen, da man sonst leicht das Gegentheil von dem erreicht, was man erreichen will. Wer wollte es bezweifeln, dass der „Vorwärts“ in mancher Beziehung nicht allen Ansprüchen genügt, und wer wäre nicht von dem Wunsche beseelt, hier Abhilfe zu schaffen? Wenn aber der „Vorwärts“ als das Spiegelbild der litterarischen und politischen Zerfahrenheit der Parteipresse, als das Organ leerer räsonnirender Redensarten hingestellt wird, so könnte man das schon als eine unbegründete und das Maass des Berechtigten weit überschreitende Kritik bezeichnen. Vollends zu tadeln sind die heftigen persönlichen Angriffe, die von einigen Rednern im Verlauf dieser Debatte gegen Liebknecht gerichtet wurden. Scheute man sich doch nicht, selbst die parlamentarische Thätigkeit eines so bewährten und erprobten Genossen in den Koth zu ziehen! Wir halten uns nicht für berechtigt, uns zum Vertheidiger Liebknechts aufzuwerfen, zumal da er selbst die Angriffe nach unserer Ueberzeugung glänzend und in einer Art abgewehrt hat, die vortheilhaft von der gegen ihn beliebten Kampfweise absticht. Die Debatte über den „Vorwärts“, die, wenn sie sachlich geführt wäre, die Partei nur zum Nutzen gereicht hätte, hat durch das Hineinzerren persönlicher Momente das Ansehen schwer geschädigt und wird die wirklichen Mängel kaum beseitigen.

Die übrigen Debatten waren zum Theil sehr lehrreich, wie z. B. die über den internationalen Kongress, aber doch im grossen ganzen minder wichtig, höchstens könnte man aus der Erörterung der Maifeier zu dem Schluss geneigt sein, dass die Partei auf sie nicht mehr so viel Gewicht legt, wie früher. Es erweckt den Anschein, als würde die Maifeier als eine Demonstration zu Gunsten der Arbeiter-Schutzforderungen immer mehr in die Hände der Gewerkschaften übergehen. Vielleicht ist sie dort auch am besten aufgehoben.

Wenn auch der Parteitag im Allgemeinen einen mehr geschäftlichen Charakter trug, so ist er darum doch noch nicht bedeutungslos. Er hat zu vielen Fragen bestimmte Stellung genommen, er hat neue Anregungen gegeben, deren Folgen sich heute noch nicht übersehen lassen. So manches Wort, das vielleicht nur nebenher gesagt wurde, kann Anlass zu weiteren Erörterungen in der Presse und in Versammlungen werden und so können wir aus der ausgestreuten Saat für eine spätere Zeit gute Früchte ernten.

Heftig platzten bisweilen die Geister aufeinander, und mehr als nöthig überwog mitunter das persönliche Moment; aber diejenigen, die sich eben noch heftig befehdet und sich gegenseitig bittere Wahrheiten gesagt hatten, fanden

sich wohl bald auf sachlichem Boden wieder; man kann dies als Zeichen dafür nehmen, dass man wohl in der Erregung zu weit gehen kann, dass aber doch zum Schluss die Begeisterung für die hohen Ziele der Sozialdemokratie alle zu gleichem Streben und zu gemeinsamem Handeln wieder vereinigen wird. Bürgerlichen Parteien können solche persönlichen Differenzen wohl schaden, nicht aber einer Partei, die das Ausnahmegesetz überwunden hat, einer Partei, der jeder ihr von den Gegnern beigebrachte Schlag unermessliche Schaaren neuer Streiter im Kampfe zuführt.

Geistige Arbeit und privilegierte Lebensstellung.

Noch vor Kurzem hat W. H. Riehl in seinen „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen“ die „beschränkten Bauernjungen“, welche das Gymnasium mit bester Note absolviren, den „geistig sehr angeregten Söhnen gebildeter Eltern“ gegenübergestellt, denen sich Klasse für Klasse eine unübersteigliche Mauer vorschiebe. Die ersteren, meint er, würden auf der Universität mittelmässige Studenten, die der „gebildete Sohn gebildeter Eltern“, wenn er überhaupt zur Universität gekommen wäre, bald überholt haben würde. Zuletzt werde der ehemalige Bauernjunge nur „ein höchst mittelmässiger aber immer noch büreaugerechter Beamter“. Was aus dem Sohne gebildeter Eltern wird, „dem die mannigfachen Bildungsinteressen schon im Elternhause angefliegen waren“, bleibt uns leider verschwiegen.“ Diese Stelle entnehmen wir Karl Bücher's „Entstehung der Volkswirtschaft“, wiewohl, um wieder mit Bücher zu reden, „der Anspruch streng wissenschaftlicher Behandlung hier wohl nicht erhoben wird“*) Vielleicht taugt sie wenigstens dazu, das Problem klar zu machen. Es handelt sich darum, ob Geistes- und Charaktereigenschaften, Intelligenz und sittliche Höhe, etwas seien, das den Individuen durch die Zugehörigkeit zu gewissen sozialen Schichten in hauptsächlichlicher oder wenigstens merklicher Weise zu Theil werde. Wird die Frage bejaht, so erhebt sich die weitere Frage, ob hierbei an eine Vererbung erworbener Eigenschaften, oder an den Einfluss des Milieus, in welchem das Individuum erzogen wird und lebt, oder an Beides zugleich zu denken ist. Wird die Frage verneint, so ist damit noch nicht zugleich verneint, dass die Kulturentwicklung überhaupt von Einfluss sei auf die den Individuen erreichbare intellektuelle und sittliche Entwicklungsstufe; nur ist dann die Frage aus dem Rahmen der Klassengegensätze herausgehoben und der Forschung über Kulturentwicklung und Kulturgegensätze zugewiesen. Für uns handelt es sich jetzt nicht darum, die Frage zu lösen, sondern nur darum, die Frage selbst, sowie die Veranlassung zu ihrer Stellung aus dem praktischen Leben heraus zu beleuchten.

Die Frage von ethischen Gesichtspunkten aus zu stellen, war in der letzten Zeit besonders Veranlassung gegeben durch die Erörterungen über das Duell. Da wurde es ja klar gesagt, dass gewisse höhere Stände eine andere — und natürlich bessere — Moral und Ehre haben, als die, so sich durch Arbeit, und namentlich durch ihrer Hände Arbeit, das Brod verdienen müssen. Es ist immerhin zu verwundern, dass solche Aufstellungen in einer Gesellschaft möglich sind, die wenigstens offiziell

*) „Die Entstehung der Volkswirtschaft. Sechs Vorträge von Dr. Karl Bücher, ord. Professor an der Universität Leipzig. Tübingen 1893. II. Die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Vortrag, gehalten auf Veranlassung der Gehe-Stiftung in Dresden, den 4. Januar 1892.“ S. 149 f. — Dieses Buch ist allen Studirenden der Nationalökonomie zur Lektüre zu empfehlen!

und theoretisch das Christenthum als die höchstmögliche sittliche Vervollkommnung ansieht, das Christenthum, dessen Stifter eines Zimmermanns Sohn war und selbst nicht hatte, wohin er sein Haupt legen sollte, dessen anderer Stifter, der Apostel Paulus, zeitweise durch Teppichweben sein Brot sich erwarb, und dessen Reformator, Martin Luther, der Sohn eines Bergmannes und Mönch war.

Die Ansicht, als ob intellektuelle Vorzüge Klassen-Privilegien wären, wird jedenfalls stark erschüttert sein bei allen, welche Gelegenheit haben, mit Angehörigen der oberen Gesellschaftsschichten und mit Arbeitern häufiger in Verkehr zu sein. In den oberen Gesellschaftsschichten werden wir nicht selten die bedauerliche Wahrnehmung zu machen haben, dass nur eleganter äusserer Bildungsschliff respektirt wird, und dass bereits gediegene wissenschaftliche Bildung oder gar spezialwissenschaftliche Kenntnisse dort anfangen, im Geruch des Banausenthums zu stehen. „Wer von euch Schleier und Ueberwürfe und Farben und Gebärden abzöge: gerade genug würde er übrig behalten, um die Vögel damit zu erschrecken“ (Nietzsche). Bei den Arbeitern werden wir uns häufig über gesunden Mutterwitz, und fast regelmässig über grosse Achtung vor der Wissenschaft und eigenen Wissensdrang zu freuen haben. Die Geschichte zeigt uns, dass grosse Gelehrte und Künstler aus den kümmerlichsten Verhältnissen hervorgegangen sind oder auch, wie ein Hans Sachs und ein Baruch Spinoza, Handwerk und geistige Arbeit nebeneinander ausübten. Wenn wir bedenken, wie manche Studien durch grosse materielle Mittel erst möglich oder wenigstens ungemein gefördert werden, so müssen wir uns wundern, dass die Reichen sich hier nicht allgemeiner ausgezeichnet haben, und auch hier von Unbemittelten unter den grössten Schwierigkeiten Erfolge errungen wurden: man lese z. B. die Biographie eines Paul de Lagarde. Sogar in der Nationalökonomie, wo man glauben sollte, dass Vertrautsein mit den wirtschaftlichen Gütern so grosses Voraus vor minder glücklichen Menschenkindern gewähre, haben sich Abkömmlinge armer Klassen ausgezeichnet wie ein Friedrich List, der sich aus den kümmerlichsten Verhältnissen empor arbeitete und schliesslich wegen materiellen Mangels sich selber den Tod gab. Erwägt man ausserdem, dass mancher „grosse“ Mann sich den Ruhm dessen aneignete, was die Fähigkeiten armer Menschen schufen, so dürfte vielleicht das Conto geistiger Leistungen seitens Wohlbegüterter recht mager ausfallen; leider haben wir gar keinen Einblick in die Häufigkeit, mit der Fälle der letzterwähnten Art vorkommen.

Freilich dürfen wir die armen Gesellschaftsschichten auch nicht in zu günstiges Licht stellen. Die Wahrheit bleibt bestehen, dass Armuth die Wirksamkeit hat, die Menschen unter bestimmten Bedingungen gemein zu machen. Daher kommt die Thatsache, dass viele Glieder des vierten Standes — die mitunter dem „fünften Stand“ zugerechnet werden — statt einen harten Kampf um's Dasein zu kämpfen, es vorziehen, als Parasiten an den Tischen bevorzugter Gesellschaftsklassen zu schmarotzen und für diese ein würdiges Trabantenthum zu bilden. Solche echte Bedientenseelen pflegen nicht wie der richtige Proletarier der Verachtung preisgegeben zu werden, und sie selbst schauen auf ihre Herkunftsgenossen mit grösserer Verachtung als ihre Herren, gleich allen Renegaten päpstlicher als der Papst, kapitalfreundlicher als die Kapitalisten*).

Lenken wir nun unsere Blicke speziell auf die Studentenwelt. Wenn wir hier einige Typen zu zeichnen versuchen, so glauben wir im Voraus vor unberechtigter Verallgemeinerung warnen zu müssen. Wird nicht zu leugnen sein, dass diese Typen

*) Vergleiche hierzu: Karl Kautsky, Marx' ökonomische Lehren.

am erfolgreichsten in den „Korps“ gesucht werden, so möchten wir bei aller Verurteilung des Protzens mit schlecht verstandener „Studentenehre“ doch nicht das Kind mit dem Bad ausschütten und die Achtung vor wahrhafter Vornehmheit erhalten wissen.

Für viele Studenten ist die akademische Studienzeit eine nothwendige Durchgangsperiode, um zu gewissen, der Herkunft aus einem privilegierten Stande „angemessenen“ Aemtern zu gelangen. Wissenschaftliches Interesse haben sie daher nicht, dafür um so mehr Interesse für „noble“ Passionen. Nun ist ja nicht zu leugnen, dass viele unserer mehr oder minder hohen Beamten gediegene wissenschaftliche Bildung nur als Ballast empfinden würden, und feine Lebensgewandtheit ihnen für ihre „Geschäfte“ viel nützlicher ist. Es ist hier nur zu fragen, warum man dann den Mummenschanz treibt, dass diese Herren sich eine Anzahl von Semestern einschreiben lassen, während doch der Hörsaal als nicht couleurfähig erklärt wird, und warum am Schlusse der „Studienzeit“ eine sogenannte theoretische Prüfung von Universitätsprofessoren abgehalten wird, während alte Herren der Korps doch viel bessere — und thatsächlich vielleicht mehr respektirte — Gutachten abgeben könnten über die Brauchbarkeit der jungen Herren.

Der eben beschriebenen Kategorie reihen sich würdig an Söhne von Parvenus, von Protzenbauern, von reich gewordenen Bäcker- und Metzgermeistern. Diese Herren sind in der glücklichen Lage, dass ihre Papas um so zufriedener sind, je mehr sie Geld verbrauchen. Ein seitens solcher Eltern besonders geschätzter Vorzug ist es, wenn ihre Söhne möglichst dumm sind, weil sich dann im glänzendsten Lichte zeigt, dass nur Papa's Geldsack es ist, der den Sohn „studiren lassen kann“, ein Luxus, der eben proportional mit der Dummheit des Sohnes wächst.

Eine dritte Kategorie sind flotte Studenten, welche sich nicht scheuen, das zu verpassen, was vielleicht die Mutter als Näherin Tage und Nächte hindurch verdient, oder die — was an süddeutschen Universitäten vorkommen soll — etwa gar aus der Tasche einer Kellnerin unterhalten werden.

Die beiden letztgenannten Arten sind Parasiten ihrer Vorbilder, und gleich Beelzebub „die Obersten der Teufel“. Sie sind Meister der Mimikry und für den feinen Kenner höchstens dadurch unterscheidbar, dass sie in der Nachahmung ihrer Vorbilder zu weit gehen. Ihren Vorbildern sind sie recht geschätzte Bedientenseelen; allerdings wird man sich später hüten, ihnen irgendwie bevorzugte Stellungen einzuräumen, doch werden sie ein ganz behagliches Dasein fristen können von den Brocken, die von den Tischen ihrer Herren fallen. Auf einen solchen Studenten passt das Wort Riehls, er werde „ein höchst mittelmässiger, aber immer noch bürocraterechter Beamter“.

Kehren wir zu dem oben angeführten Vortrag Professor Karl Bucher's zurück. Wir lesen da S. 164 ff.:

„Wie oft ist es beklagt worden, dass so manches Talent unter der Ungunst der äusseren Verhältnisse verkümmere! Und wenn diesem Satze der andere entgegengestellt worden ist, dass jedes wahre Talent sich Bahn breche, so mag eine solche Formel wohl dem Selbstgeföhle glücklicher Streber schmeicheln, in der Wirklichkeit findet sie nur zu oft keine Bestätigung.“

Unsere ganze sozialrechtliche Entwicklung seit der französischen Revolution steht unter der Voraussetzung, dass der Zugang zu jedem freien Berufe und zu allen Staatsämtern, in denen wir doch immer den Höhepunkt der Berufsgliederung erblicken, jedermann offen stehen müsse. Dieser Grundsatz der „freien Berufswahl“, dessen Anerkennung nach schweren Kämpfen errungen wurde, wäre ein grosser Irrthum, jede

Bemühung zu seiner Verwirklichung verlorene Arbeit, wenn seiner Durchführung ausser der Ungleichheit der Vermögensvertheilung auch noch die Vererblichkeit beruflicher Anpassung im Wege stünde.

Auch manche unserer ältesten akademischen Einrichtungen würden im Lichte dieser Theorie als Verirrungen erscheinen müssen. Ihnen, meine Herren Kommilitonen, die Sie sich einem liberalen Berufe widmen wollen, brauche ich ja nicht zu sagen, in wie hohem Maasse die Kostspieligkeit der Vorbereitung den Zugang zu den bevorzugten Positionen des Berufslebens verengert. Sie wissen aber auch, dass man von jeher darin eine grosse Gefahr für die Leistungsfähigkeit des Beamten- und Gelehrtenstandes erblickt und dieser Gefahr durch Stipendien, Freitische, Stundungen und ähnliche Einrichtungen, die den Unbemittelten das Studium ermöglichen sollen, vorzubeugen gesucht hat. Man wird über die praktischen Erfolge dieser Einrichtungen streiten können. Aber bei ihrer Beurtheilung sollte man doch nie übersehen, dass das Fortkommen in einer bevorzugten Berufsart nicht allein von der persönlichen Tüchtigkeit, sondern auch von der sozialen Erziehung des Einzelnen, von seiner Befähigung, die eigene Kraft zur Geltung zu bringen, abhängt, dass in dieser unvollkommenen Welt die bescheidene Zurückhaltung des Tüchtigen hinter dem dreisten Vordringen der Mittelmässigkeit nur zu leicht zurückstehen muss, dass es demjenigen, der die soziale Stufenleiter von unten an zu erklimmen sucht, schwerer werden muss, ihre Spitze zu erreichen, als demjenigen, der schon aus halber Höhe emporsteigt. Die deutsche Sprache hat für die Auszeichnung in einer beruflichen Laufbahn einen bezeichnenden Ausdruck, mit welchem sie den Antheil des persönlichen Auftretens am Erfolge glücklich charakterisirt. Er heisst: sich hervorthun. So mögen denn auch jene „studirten Bauernsöhne“ Riehls wohl kaum deshalb später nicht in ihrem Berufsleben besonders hervorgetreten sein, weil sie nichts Hervorragendes zu leisten im Stande waren, sondern manche gewiss auch deshalb, weil sie es nicht verstanden haben, sich am rechten Orte „hervorzuthun“, ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen.

Den jeweils maassgebenden sozialen Anschauungen gemäss sich hervorzuthun ist allerdings eine grosse Kunst. Dass es sich dabei nicht um Tüchtigkeit und Selbstständigkeit handelt, kann man auch bereits nachlesen in Schillers Antrittsrede: „Was heisst und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ Wie zutreffend das dort Gesagte heute noch ist, und wie sehr in gewissen Kreisen tüchtige und selbstständige geistige Arbeit gehasst wird, das hat erst neulich wieder die „Nordd. Allg. Ztg.“ (No. 392 vom 21. August) bewiesen.

In Leipzig erscheint seit einiger Zeit die „Akad. Rundschau“, in gewissem Sinn wohl die Nachfolgerin der an Unrentabilität früh eingegangenen „Aula“. In einem Aufsatz dieser „Akad. Rundschau“*) wurde nun eine Lösung der Schwierigkeit, dass die Vermögensvertheilung vielen Wohlhabenden den Zugang zu den höheren Berufsständen wehrt, darin gesehen, dass die Studenten durch Theilnahme am wirtschaftlichen Erwerbsleben selbst für ihren Unterhalt sorgen. Als wohlthätige Begleiterscheinung wirtschaftlicher Thätigkeit und wirtschaftlichen Verständnisses der Studenten wurde vermuthet: zielbewussteres und charaktvollereres Studium, bessere Ausnützung günstiger Chancen für die künftige Berufsstellung und zweckmässige Lebensführung und Lebensrichtung während der Studienzeit.

Diese Gedankengänge sind ja gewiss sympathisch, aber durchaus nicht einwandfrei. Sehen wir ganz ab von sozialistischer Kritik, die mit Recht wenig Vertrauen

*) Akad. Rundschau, I. Jahrgang, Nummer IX: Studentische Weltferne. Von J. Pfahl in München.

dazu haben wird, dass auch noch so tüchtige Leute regelmässig durch blosse Arbeit ohne Kapitalrückhalt in höhere soziale Schichten aufsteigen sollen. Damit ist aber die ganze Aussichtslosigkeit der Lösung gekennzeichnet, dass durch wirtschaftlichen Wettbewerb das Hemmniss der Vermögensvertheilung wegfalle und die Aemter mit den Kräften besetzt werden können, welche sich am Besten hierfür eignen. Allein sogar ein Abonnent der „Frankfurter Zeitung“ (als solchen könnte man den Verfasser der „Studentischen Weltferne“ etwa vermuthen) wird zugeben, dass, selbst wenn ein Student wirtschaftlichen Erwerb suchen würde, bei uns so wenig Vertrauen zu den praktischen Fähigkeiten der akademischen Bürger herrscht, dass er kaum Beschäftigung fände. In einem längeren Zitat werden wir allerdings auf Zustände an amerikanischen Universitäten hingewiesen mit dem Höhepunkt, dass ein Philologiestudirender zugleich als Laternenanzünder erwerbsthätig war. Schade, dass der Grundsatz „Arbeit schändet nicht, wohl aber Müssiggang“ anscheinend in Amerika allgemeiner gilt als bei uns. Dazu ist die an amerikanischen Universitäten übliche Eintheilung des Jahres in vier Quarters, unter denen man sich selbst die Ferien auswählen kann, allerdings namentlich auch von ökonomischen Gesichtspunkten aus viel zweckmässiger als unsere Semester-eintheilung mit ihren möglichst unpassend gelegten Ferien.

In der durchaus — fast extrem — liberalen Forderung, sich den Zugang zu den höheren Berufsständen durch wirtschaftliche Erwerbsthätigkeit und auf dem Wege der freien Konkurrenz zu ermöglichen, ein Kennzeichen des Kommunismus zu entdecken, war nun der „Nordd. Allg. Ztg.“ vorbehalten. Dieser Zeitung war es anscheinend bislang eine lange Sorge, „wie es im Zukunftsstaat, nach Verwirklichung der radikalen Gleichheitsideen mit der Wissenschaft gehalten werden soll“, und in ihrer Bescheidenheit sieht sie durch die Ausführungen an der „Akad. Rundschau“ „diese Lücke in dankenswerthester Weise ausgefüllt.“ Es ist in unserer Zeit geistigen Arbeitern vielleicht sehr zu empfehlen, wenn sie durch rein materielle wirtschaftliche Thätigkeit sich einen Rückhalt suchen, um in ihrem Denken selbstständig bleiben zu können (s. unten). In der Anschauung der „Nordd. Allg. Ztg.“ spiegelt sich das so: „Die Hauptsache ist, wie in der Gesellschaft so auf der Universität, die geistige Arbeit zur Nebensache, zur Dienerin der rein materiellen Thätigkeit herabzudrücken.“ Namentlich darf sich unser Laternenanzündender Philologe gratuliren, dass er sich in Amerika seines Daseins freut, und er dort „Einladungen zu feine gebildeten Familien empfängt, bei denen es niemand einfällt, ihn anders zu behandeln als einen Gentleman.“ Bei uns würde er folgendermaassen von der „Nordd. Allg. Ztg.“ abgekanzelt werden: „Vor der Hand streckt also der Studiosus-Laternenanzünder noch als Gentleman-Schmarotzer seine Beine unter den Tisch des Protzen in Gold- oder Silberwährung, der an ihm sein „ethisches Mitleid“ auslässt. Ist aber, einmal der Expropriateur — durch seinen Gast und dessen Genossen — expropriirt, dann geht Kanzel wie Strassenlaterne als Produktionsmittel in den Gemeinbesitz der Frei-Gleichen über; Predigen und Lichtenstecken wird gleichgeschätzte soziale Funktion und dient zu angenehmer Abwechslung!“

Arme Norddeutsche Allgemeine Zeitung!

Man sieht, dass die Zugänglichkeit zu den höheren Berufen ausser durch die von Büchern erwähnten Faktoren Vermögenstheilung und Fähigkeit, sich hervorzuthun, beeinflusst wird durch weitere Faktoren, die, vielleicht aus ihnen hervorgegangen, diese verstärken. Dazu gehören namentlich die verschiedenen Arten der Protektion und die öffentliche Meinung, welchen beiden als machtvorstärkendes Mittel die Presse zur Verfügung steht. Das Bedenklichste ist, dass es den privilegierten Berufsständen

mehr um Erhaltung ihrer Standesprivilegien zu thun ist,*) als um rücksichtslose Erforschung wissenschaftlicher Wahrheiten, selbst auf die Gefahr hin, dass diese Aenderung der gesellschaftlichen Einrichtungen erfordern sollten. Daraus ergibt sich ein weiterer Schaden des Einflusses der sozialen Schichtung auf die Berufsgliederung, und daraus erklärt sich zugleich der Unwille, welcher die durch die „Nordd. Allg. Ztg.“ gekennzeichneten Gesellschaftskreise überkommt, sobald davon die Rede ist, dass wissenschaftliche Thätigkeit allen dazu Befähigten ermöglicht werden soll ohne Rücksicht auf Vermögenstheilung und soziale Schichtung. Ericus Montanus.

Der Kongress der italienischen Sozialdemokraten zu Florenz.

Ein Kongress, der die Arbeit der Reorganisation unternähme und Kraft und Festigkeit der Richtung verleihe, war für die italienische Partei, die nach den Crispischen Ausnahmegesetzen, dank der lokalen Propaganda, an Zahl und Eifer zugenommen hatte, nicht nur in hohem Grade wünschenswerth, sondern geradezu nothwendig. Denn es fehlte der Bewegung jene Einheitlichkeit, die in einem Kampfe unentbehrlich ist, wo der Gegner nicht nur an sich mächtig, sondern durch die Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel doppelt gefährlich ist. Elf Provinzial-Kongresse waren diesem Parteitag für ganz Italien vorangegangen; auf ihnen allen kam das Streben zum Ausdruck, das jeder jungen Organisation inne wohnt, das Streben, den innern Bau fester zu fügen und die Ursachen auszuschneiden, die etwa an ihm rütteln könnten. Und der Kongress von Florenz konnte nur dies dringende Bedürfniss widerspiegeln und versuchen, ihm durch Festsetzung bestimmter Normen und Kriterien für die Zukunft Rechnung zu tragen.

Aber bei allem guten Willen der Einzelnen kann man nicht sagen, dass die Beschlüsse der Versammlung immer den wahren Bedürfnissen der Partei, deren Gesamthurtheil sie darstellen sollten, entsprochen hätten. Wie so oft in den Parlamenten ungeheuerliche Gesetze durch merkwürdiges Zusammengehen von Fraktionen, die nur durch vorübergehende äussere Ursachen bestimmt sich die Hand reichen, zu Stande kommen, so wurden auf dem Kongresse zu Florenz manche Beschlüsse nur unter dem Einflusse rein äusserlicher Verhältnisse gefasst, die einer ruhigen Berathung hinderlich waren. Die Zahl der Delegirten aus Arbeiterkreisen war verschwindend gering. Die Gruppen und Sektionen waren, da sie zum grossen Theil keine Ausgaben für die Entsendung eines Vertreters machen konnten, genöthigt, ihr Mandat den sogenannten bürgerlichen Sozialisten anzuvertrauen, und diese, meist Advokaten, Studenten oder Professoren, erwiesen sich als ungeheuer beredt und zeigten ausgesprochene Neigung, persönliche Fragen und Interessen gegenüber denen der Partei in den Vordergrund zu rücken. Fügt man hinzu, dass bei einer Temperatur von 38 Grad Celsius verhandelt wurde, dass es nicht an gemeinen persönlichen Angriffen und giftig und scharf geführten Kontroversen fehlte, so kann man sich einen Begriff machen von der nervösen Spannung, die sich in solcher Atmosphäre entwickeln musste. Alles trug dazu bei, der Versammlung jene Ruhe und Besonnenheit zu rauben, die nie fehlen sollte, wenn es gilt, Beschlüsse von grosser Tragweite zu fassen.

Immerhin — der Kongress hat stattgefunden, und ob wohl Wenige mit seinen Ergebnissen zufrieden sind, kann man bei der unabweisbaren Nothwendigkeit einer Reorganisation, in der sich unsere Partei befand, nicht sagen, dass er nutzlos gewesen sei. Gewiss sind Irrthümer begangen worden — einige sogar von grosser Bedeutung — aber die Masse der Arbeiterschaft und die Lokalorganisationen, denen es nie an klarem Blicke gefehlt hat, werden dies zu verbessern wissen, und einer kühlen und

*) „Die Hauptsache, wie in der Gesellschaft so auf der Universität, die geistige Arbeit zur Nebensache, zur Dienerin der rein materiellen wirtschaftlichen Thätigkeit (Verhältnisse) herabzudrücken“, braucht also nicht erst in der Zukunft und in einem kommunistischen Gemeinwesen gesucht zu werden.

maassvollen Ueberlegung wird es gelingen, manche der Beschlüsse zu modifiziren, die in Florenz gefasst worden sind, bei einer versengenden Gluthhitze, die wahrhaftig mehr dazu angethan war, etwa in den Köpfen vorhandene Brennstoffe und Explosivmaterialien zu entzünden, als eine sachliche Diskussion zu fördern.

Nachdem wir dies vorangeschickt haben, wenden wir uns den wesentlichen Fragen zu, die in Florenz verhandelt wurden, die Punkte bei Seite lassend, die für einen deutschen Leserkreis geringes oder kein Interesse bieten.

Mit dem Beginn der Ausnahmegesetze im Juli 1893 sah sich die Partei genöthigt, die verschiedenen Formen der Organisation, wie sie sich den mannigfaltigen wirtschaftlichen Bedingungen anpassend, überall spontan entstanden waren, mit einer einzigen zu vertauschen, die allein noch möglich war, mit der Organisation nach Wahlkreisen. Man handelte unter dem Drange der Noth, und diese auf neuer Grundlage erfolgte Gruppierung hatte den grossen Werth, die Hoffnungen, die die Regierung auf die Ausnahmegesetze gebaut hatte, zu vereiteln: anstatt vernichtet zu werden, blieb die Partei ihren Elementen nach dieselbe, und die Anforderungen und Verfolgungen des Augenblicks hatten keinen anderen Erfolg, als den, die Bewegung einheitlicher und bewusster zu gestalten. —

Und diese Einheitlichkeit, die dem gemeinsamen Bedürfniss und gemeinsamer Gefahr ihre Entstehung dankte, vereint mit der durch die Noth gesteigerten Thatkraft, führte die Partei zu Siegen, die man in so kurzer Zeit und unter solchen Umständen zu erringen nicht gehofft hatte. Diese Errungenschaften schreiben nun manche nicht der unter der Wucht der Verfolgung sich verdoppelten Energie, sondern der nothgedrungen gewählten Organisationsform zu und schliessen daraus, dass eine Organisation auf elektoraler Grundlage am geeignetsten sei, eine volle Entfaltung unserer Kräfte zu ermöglichen.

Die verschiedenen Ansichten über diese Frage, die die Versammlung in zwei Lager schied, kamen in zwei Anträgen zum Ausdruck. Der von Lazzari-Mailand eingebrachte schloss jede Vereinigung ausser der der Wahlkreise aus; dagegen beantragte Bissolati-Cremona, dass man alle andern Elemente, wie politische, ökonomische, sowie Bildungs- und Frauen-Vereine, soweit ihre Mitglieder persönlich der Partei angehören, in die Organisation einbegreife. Der Antrag Lazzari ging mit einer Majorität von 28 Stimmen, bei einer Gesamtabgabe von 256 Stimmen durch. Ein derartiger Beschluss trägt, wenn nicht schon einer der nächsten Kongresse ihn modifizirt, meines Erachtens schwere Nachteile für die Partei in seinem Schoosse, nicht nur, weil er Elemente ausschliesst, die in Gegenden, wo oft die Organisation eines Wahlkreises unmöglich oder unwirksam ist, der Propaganda wesentliche Dienste leisten könnten, sondern auch, weil eine Partei, die ihre Basis in den ökonomischen Thatsachen hat, und deren Propaganda sich fast ausschliesslich auf diese Thatsachen stützt, nicht ohne sich ein *diminutio capitis* zuzufügen, eine ausschliesslich politische Organisation annehmen kann, die den Arbeitern und Bauern oft verhasst ist, weil sie der falschen Vorspiegelungen eingedenk sind, mit denen bei den Wahlen die Kandidaten der verschiedenen Parteien ihre Stimmen zu ködern suchen. Ein solcher Beschluss ist schädlich, weil er dazu beiträgt, den wahren Charakter der Partei zu verwischen, den Charakter eines Kampfes, der in allen Manifestationen des Proletariats gegenüber den herrschenden Klassen zum Ausdruck kommen soll, indem er die Partei mit gebundenen Händen dem bürgerlichen Parlamentarismus überliefert, der selbst im besten Falle ihr immer nur herzlich wenig einbringen wird im Verhältniss zu den vielen und verschiedenen Kräften, die er verbraucht und die mit grösserem Nutzen in den Dienst der ökonomischen Bewegung gestellt werden könnten. Ein solcher Beschluss ist schädlich, weil die bürgerlichen Sozialisten nicht immer sich von den Vorwürfen reinigen konnten, dem persönlichen Ehrgeiz mehr als den Interessen der Partei zu dienen. Noch steht es nicht so bei uns, bis zur Stunde wenigstens, aber es ist falsch, denen einen Weg zu öffnen, die in der Partei ein Mittel sehen, Carrière zu machen. — Uebrigens kam dieselbe rein politisch-parlamentarische Richtung des Kongresses in einem andern Beschluss zum Ausdruck. Man machte es den Abgeordneten zur Pflicht in Rom zu bleiben und an den Parlamentssitzungen Theil zu nehmen, anstatt wie bisher von ihnen zu fordern, dass sie ihre Hauptkraft der Propaganda zuwenden. In Deutschland dürfen diese Beschlüsse selbstverständlich erscheinen. Hier in Italien haben wir aber — und die Ursachen dafür sind in unseren politischen Verhältnissen zu suchen — nur minimale Erfolge der Partei im Parlamente zu verzeichnen, während

dem Propagandisten ein weites fruchtbares Feld der Wirksamkeit offen steht. Gerade der Abgeordnete ist durch den Nimbus, der ihn umgiebt, und durch seine Indemnität geeignet, den sozialistischen Gedanken zu verbreiten und ihn, das Recht der freien Reise sich zu Nutze machend, in die entlegensten Regionen Italiens zu tragen. Wie viel bessere Resultate könnte man erzielen, wenn z. B. die 350 Lire, die der Kongress als monatlichen Zuschuss bestimmt hat, damit stets ein sozialdemokratischer Abgeordneter im Parlament sei, der Organisation der wirtschaftlichen Bewegung im Sinne des Sozialismus zugewendet würden! — Bessere Resultate auch auf politischem Gebiete. Man gebe sich keinen Illusionen hin: die Masse der Arbeiterschaft wird nie Vertrauen zur politischen Thätigkeit der Partei fassen, wenn sie nicht durch das Hinarbeiten der Partei auf eine augenblickliche Hebung der wirtschaftlichen Lage des Proletariats überzeugt wird von den ökonomischen Gründen des politischen Kampfes. Diese Ueberzeugung zu fördern, sind gerade die Abgeordneten berufen, insofern sie das höchste politische Recht des Proletariats gewissermaassen verkörpern.

Was die Taktik im Wahlkampfe betrifft, so kann man sagen, dass diese Frage schon vorher von den Provinzialkongressen gelöst worden war, indem 10 von 11 beschlossen hatten, absolute Wahlenthaltung zur Pflicht zu machen, wenn kein Kandidat der Partei aufgestellt wäre. Demnach gelangte mit 747 gegen 74 Stimmen folgende von Ferri unterzeichnete Resolution zur Annahme:

„Der Kongress beschliesst, dass die Sozialdemokraten an den Parlaments- und Gemeindevahlen als besondere und getrennte Partei Theil nehmen sollen, indem sie, soweit es möglich ist, eigene Kandidaten aufstellen, ohne an der Wahlthätigkeit irgend einer bürgerlichen Fraktion Theil zu nehmen, stellt es aber frei, nach vorausgegangener Erwägung der Lokal- und Provinzialorganisationen bei Stichwahlen zu Gunsten des Kandidaten einzutreten, der sich bereit erklärt, das Minimalprogramm der sozialdemokratischen Partei anzunehmen und zu verfechten.“

Es blieb also der „Transigenza“ immer noch ein kleiner Spielraum, und als ob die Versammlung dieses Zugeständniss bereute, beeilte sie sich, es praktisch wirkungslos zu machen, indem sie ein Amendement annahm, das verlangt, der bei den Stichwahlen zu unterstützende Kandidat müsse einer „politisch organisirten Partei“ angehören. Politisch organisirte Parteien giebt es aber nur zwei in Italien, die klerikale und die sozialdemokratische — die anderen existiren nur dem Namen nach, und bei den Wahlen handelt es sich meist um mehr oder minder „ministerielle“ Persönlichkeiten, nicht um Prinzipien. Fügt man hinzu, dass die Klerikalen an den politischen Wahlen nicht Theil nehmen, so ist es klar, dass der Beschluss des Kongresses thatsächlich darauf hinauskommt, dass die Sozialdemokraten unter keinen Umständen mit ihrer Stimme irgend eine bürgerliche Partei unterstützen können.

Obwohl dies nach der Ansicht Mancher eine zu starre Isolirung der Partei sein mag, glaube ich doch, dass der Beschluss ein Segen ist, schon weil er den Eindruck und die Bedeutung der Resolution Lazzari abschwächt, nach deren Annahme es scheinen konnte, als sei die sozialdemokratische Partei Italiens eine Partei von Menschen ist, die sich, auf das Elend des Proletariats gestützt, eine politische Stellung schaffen wollen. Das ist nicht der Fall, aber es darf auch nicht einmal so scheinen. Wenn der Irrthum begangen worden ist, den Schwerpunkt in die Politik zu legen und die ökonomischen Fragen als nebensächlich zu behandeln, wenn man beschlossen hat, die Partei auf rein elektorale Basis zu bauen, so sind das schwere Missgriffe, aber man wird sie wieder gut machen, dafür bürgt der gesunde Sinn in der Arbeiterschaft; wenigstens haben wir nicht das von einigen Wenigen gewünschte Schauspiel einer Partei gegeben, welche ihrem politischen Erfolg zu Liebe von bürgerlichen Parteien Unterstützung annimmt und sie ihnen gewährt, was gleichbedeutend wäre mit dem Ruin all' unserer Kräfte und einer Degeneration unserer Ideen.

Von Wichtigkeit war auch die Verhandlung über den Abgeordneten De Felice, weniger wegen etwaiger Bedeutung der Anklage oder der Vertheidigung, die beide ziemlich nichtssagend waren, als vielmehr, weil durch sie der Grundsatz aufgestellt wurde, dass die Abgeordneten der Partei gehalten sind, die Partei-Taktik und Beschlüsse anzunehmen und über alle Handlungen ihres politischen Lebens zur Rechenschaft gezogen und im Falle ernster Fehler aus der Partei ausgeschlossen werden können.

Ferner war, da mehrere Parteigenossen im Laufe des Jahres sich im Duell

geschlagen hatten, die Frage auf die Tages-Ordnung gesetzt worden, ob und unter welchen Umständen ein Sozialdemokrat einen Zweikampf annehmen darf? Nach einer Diskussion, in der betont wurde, dass in einigen Gegenden Italiens, vor allen in Sizilien, auch im Volke jeder für ehrlos gelte, der die Entscheidung der Waffen als Beleidigter oder Beleidiger von der Hand wiese, gelangte mit grosser Stimmenmehrheit folgende Resolution zur Annahme:

„Der Kongress ist der Meinung, dass kein Parteigenosse unter irgend welchen Umständen im Duell schlagen dürfe, um welche Fragen und Differenzen es sich auch handle, und empfiehlt eine lebhaftige Propaganda in den Gegenden, wo durch die Volksmeinung eine Art Zwang ausgeübt wird, gegen das in der Masse festgewurzelte Vorurtheil, dass der ehrlos sei, der auf eine Forderung sich nicht schlägt, oder auf eine Beleidigung nicht fordert.“

Hiermit sind wir am Ende des gewissermaassen „politischen“ Theiles des Kongresses; es bleibt nur noch der wirthschaftliche Theil der Verhandlungen, der allein durch den von Rocca Pier, Samoggia und Bissolati gegebene, den Kongressisten gedruckt vorgelegten Bericht dargestellt wurde, in dem nach einer kurzen und summarischen Darlegung der Agrarverhältnisse der Halbinsel die Stellung der Partei der Landbevölkerung gegenüber erörtert wird. Der Bericht erkennt die Nothwendigkeit der Propaganda in den Gegenden an, wo ein wirkliches agrikoles Proletariat besteht, das mit dem Untergange des Kleinbesitzes, der Mezzadria u. s. w. beständig wachse, und empfiehlt, die Bevölkerung über ihre wahre Lage, über die vielfache Ausbeutung, der sie zum Opfer fällt, aufzuklären und ohne Rückhalt die Prinzipien der Partei auseinander zu setzen. Da, wo der Ruin der alten Formen schon vorgeschritten ist, könnte es der Partei nur schädlich sein, wenn sie versuchte, sich dem Uebergange des Ueberlebten in das Neue anzupassen, und ihre diesbezügliche Thätigkeit würde weder Erfolg noch Werth haben. In den Landstrichen dagegen, wo durch besondere Bedingungen des Terrains und der Kultur der Kleinbesitz noch eine gewisse Widerstandsfähigkeit zeigt, da ist es am Platze, das Kooperativ-System zu begünstigen und seine Anwendung auf die Gewinnung und den Vertrieb der Bodenprodukte, auf den Ankauf oder die Fabrikation von Düngmitteln, die Erwerbung von Maschinen und Waaren zum Kollektivgebrauch zu unterstützen, kurz, soweit es möglich ist, das Prinzip der Solidarität in einer gemeinsamen Kultur und Produktion zum Ausdruck zu bringen. Ferner prüft der Bericht die verschiedenen Formen des Vertrags zwischen dem Besitzer und dem Besteller des Bodens, die Frage der Gemeindegüter, des Agrarkredits, der Schutzzölle, des Bimetallismus mit einer seltenen Einfachheit und Klarheit, so dass man sagen kann, dass das werthvollste Erzeugniss des Kongresses dieses kurze, allzu kurze Referat war, das, obwohl es ohne Zweifel der Kritik einige Angriffspunkte bietet, Jedem, der die Zustände in den verschiedenen Gegenden Italiens kennt, als eine schätzenswerthe Arbeit erscheinen muss, die praktische und positive Kriterien für die Propaganda giebt. Und der Kongress hätte wohl gethan, dem Antrag Bissalalin's gemäss, eine Kommission einzusetzen, deren Aufgabe es gewesen wäre, Thatachenmaterial zu sammeln, Erhebungen anzustellen und die Arbeits- und Lebensbedingungen der Landbevölkerung, vom Kleinbauer bis zum Tagelöhner, gründlich zu studieren. Denn nur, wenn sie sich auf Thatachen stützt, kann die Partei auf dem Gebiete der Theorie und Praxis ihr Wort der bürgerlichen Wissenschaft entgegenstellen. Hätte Marx nicht jenes ungeheure Material über die Lage der Industrie-Arbeiter zusammengehäuft, so würde der Sozialismus noch nicht jene wissenschaftliche Stellung einnehmen, die er heute erlangt hat,

Freilich fehlte es nach dem Bericht der Agrarkommission nicht an einer lebhaften Diskussion, es wurden auch nützliche Anregungen und Vorschläge laut, aber für ein so komplizirtes und umfassendes Problem war es nur wenig, und es ist zu wünschen, dass das Studium der einzelnen Gegenden unter dem Antriebe gebildeter und arbeitsamer Genossen sich nicht nur den landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnissen, sondern allen Aeusserungen des proletarischen Lebens zuwende und künftigen Kongressen detaillierte Berichte vorgelegt werden können, Berichte, die wahrhaftig mehr werth sein werden, als jene leeren, phrasenhaften Reden, an denen der letzte Kongress so reich war. So nur wird es auch erreicht werden, dass der Politik, die so viele Intelligenzen absorbiert und verdirbt, nur der Theil unserer Gedanken und unserer Thätigkeit gelassen wird, der ihr zukommt. —

Die Aerztin.

Von J. N. Potapenko in Petersburg.

(Fortsetzung.)

Stratanow folgte Klaudia Michailowna in's Empfangszimmer, ging in eine Ecke und nahm auf einem Sessel Platz. Er nahm an der allgemeinen Unterhaltung nicht Theil und sass mit einem Gesicht da, als erfüllte er nur ihre letzte Bitte, die abzuschlagen er keine Zeit gehabt hatte.

Wenn er Klaudia Michailowna ansah, kam es ihm vor, dass in ihren Bewegungen, ihrer Stimme, ihren Blicken etwas Gehobenes lag. Sie sprach zu laut, als wollte sie dadurch das Zittern ihrer Stimme verbergen, und ihre Fröhlichkeit hatte einen Anflug von Wildheit.

„Also vorwärts, meine Herrschaften!“ rief sie, indem sie sich bald an einen, bald an den andern wandte. „Wir wollen die Zeit nicht verlieren! Ardalion Platonowitsch, (so nannten sie Benewolsky), in meiner Abtheilung ist alles in Ordnung. Eine Entbindung wird nicht stattfinden, dass weiss ich gewiss. Dennoch gehen Sie um zehn Uhr hinein und machen Sie die Runde durch die Zimmer . . . Wollen Sie?“

„Bene“ antwortete Benewolsky.

„Und achten Sie auf das vierzehnte Bett. Bei der muss heute die Temperatur steigen.“

„Die des Bettes?“ fragte die Schustowa, welche ihren Artikel schon beendet hatte und das Buch zuklappte.

„Nein, die der Kranken, mein Täubchen“ erklärte lächelnd Klaudia Michailowna. „Sie werden ihr klar machen,“ fuhr sie fort, „dass das sein muss.“

„Benissimo“ versetzte Benewolsky.

„Na, und jetzt, meine Herrschaften, wollen wir fahren“ rief sie aus, indem sie sich einen schwarzen Spitzensawl um den Hals legte.

Alle, ausser Benewolsky, machten sich bereit. Stratanow erhob sich, um sich zu verabschieden, und wartete nur darauf, dass sie sich nach ihm umsah. Da wurde die Thür im Vorzimmer geöffnet und herein trat eine ganz junge, magere, mittelgrosse Frau mit bleichem Gesicht. Die lange Schürze aus grober Leinwand, welche sie über ihrem braunen Kleide trug, bewies, dass sie zum Personal des Krankenhauses gehöre.

Klaudia Michailowna wendete sich rasch zu ihr.

„Was ist geschehen, Maria Petrowna?“

Die bleiche Maria Petrowna, welche sah, dass Klaudia Michailowna und ihre Gäste zum Ausgehen bereit waren, schwieg einige Sekunden, als ob sie sich nicht entschliessen könne, ihren Plan durch ihre Mittheilung zu zerstören.

„Nun?“ wiederholte Klaudia Michailowna.

„Man hat Ihnen eine Kranke gebracht,“ erwiederte sie, „und wie es scheint, ist es ein schwerer Fall.“

„Ach, Sie übertreiben immer, Maria Petrowna.“

„Ich weiss nicht“ antwortete jene und schüttelte den Kopf.

„Ich habe sie aufgenommen. . . . Es fing schon bei ihr an.“

„Weshalb halten Sie den Fall für schwer?“

„Es kommt mir so vor.“

„Ist sie im grossen Saal?“

„Nein, ich habe sie in Nummer fünf untergebracht.“

„Gut, Maria Petrowna, ich werde sofort nachsehen.“

Bei diesen Worten hatte sie schon ihren Shawl abgenommen. Die Gesichter aller zum Fahren Bereiten drückten Aerger aus. Etschmiadsoff betrachtete Maria Petrowna mit entschiedenem Hass.

„Kann man wirklich solch' einfache Dinge nicht ohne Sie abmachen?“ fragte er, wie gewöhnlich mit den Augen blinzelnd.

„Schweigen Sie, Etschmiadsoff, das geht Sie nichts an!“ erwiderte streng Klaudia Michailowna. „Ich komme gleich, Maria Petrowna.“

„Hören Sie, Täubchen,“ sprach Benewolsky, „wenn Sie wollen, werde ich nach der Kranken sehen.“

In seiner Stimme lag jedoch etwas Unentschlossenes und fast Prüfendes.

„Nein, Ardalion Platonowitsch, das kann ich Ihnen nicht anvertrauen.“

„Bene! Und nicht nur bene, sondern benissimo! Das lobe ich mir!“ rief Benewolsky freudig. „Gehen Sie, Täubchen! Und mag Etschmiadsoff sich ärgern. Er wird ja nicht entbunden.“

„Also warten Sie, meine Herren! Ich bin überzeugt, dass Maria Petrowna übertreibt. Kommen Sie, Maria Petrowna!“

Alle, die an der Fahrt theilnehmen wollten, waren fertig. Die Schustowa nahm ihren Schleier ab, und ging wieder an ihr Buch, um die Zeit nicht zu verlieren. Der beleidigte Etschmiadsoff trat an das Fenster und starrte durch die Scheiben auf den schmalen, schwarzen Hof des Krankenhauses. Stratanow ärgerte sich, dass er sich nicht zur Zeit verabschiedet hatte, da sein Bleiben überflüssig war. „Das wird sich schon irgendwie machen. Mit der Kranken wird sich die Hebamme, Maria Petrowna, beschäftigen, und der verantwortliche Arzt wird die herrliche Frühlingsluft, die Sterne und den Mond geniessen. Ihr Leichtsinn wird auch davor nicht Halt machen. Nun, und nachher wird schon alles gut, wenn es nur gut endet. Die Leichtsinnigen haben ja Glück!“

Unterdessen setzte sich Benewolsky zu ihm und pries entzückt Klaudia Michailowna.

„Welch' liebenswürdige, sympathische Natur! Wieviel Leben in ihr ist! Leicht, beweglich, theilnehmend, spiegelt ihre Seele den geringsten Eindruck wieder. Wie einfach und natürlich sie lustig sein kann! Und zugleich wie pflichttreu! Was hätte sie dabei verloren, wenn sie sich meinen Vorschlag zu Nutze gemacht hätte? Sie war angekleidet, alle waren bereit, das Dreigespann wartet, es zieht sie in die Steppe. . . Und dabei nein, nicht um die Welt. Sie wälzt niemals auf Andere die Verantwortlichkeit ab, die auf ihr ruht. Ein lebensvoller, gerader Mensch, ohne Ziererei und Hinterlist! Dass sie Schwächen besitzt und sich sogar Sünden vorzuwerfen hat — was kommt es darauf an! Wenn sie nur ihre Sache thut!“

Stratanow hörte ihm zerstreut zu und war durchaus nicht einverstanden. Er dachte nur an eins: so schnell als möglich fortzugehen und nie mehr herzukommen. Als Benewolsky von den Schwächen und Sünden Klaudia

Michailowna's sprach, ging es wie etwas Kaltes und durchaus nicht Freundschaftliches durch sein Herz: „Sie hat sich Sünden vorzuwerfen, und wird sich noch welche vorzuwerfen haben!“ dachte er. „Wozu bin ich hier? Wozu bin ich hier mit meinem tiefen Gefühl, mit meiner Bereitschaft, ihr mein ganzes Leben zu widmen? Dumm, dumm, erzdumm!“

Die Thür des Vorzimmers wurde etwas zu hastig geöffnet und rasch trat Klaudia Michailowna ein. Ihr Gesicht war blass und ernst. Eine qualende Sorge lag in ihrem Blicke und der charakteristischen Falte ihrer grossen, schön gezeichneten Stirn.

„Meine Herren, Sie können bleiben oder gehen, wie Sie wollen. . . Die Spazierfahrt findet nicht statt,“ sagte sie schnell, wie im Vorübergehen, und einen Augenblick vor Benewolsky stehen bleibend, erklärte sie ihm in wenigen Worten, mit tiefem Interesse, den schwierigen Zustand der Kranken.

„Da haben wir's“ — begann Etschmiadsoff, „so geht es immer!“

Sie wendete sich nicht einmal nach ihm um, und er schwieg, von seiner eignen Taktlosigkeit vernichtet.

Benewolsky hörte zu und nickte mit dem Kopfe; dann, als sie eine Bewegung machte, um in's anstossende Zimmer zu gehen, ergriff er ihre Hand und schüttelte sie. Dann stand er auf, zog ihren Kopf an sich heran und drückte einen Kuss auf ihre Stirn.

„Bene, bene,“ rief er mit bewegter Stimme. „Sie Liebe, Gute! Regen Sie sich nur nicht so auf, — dass ist schädlich!“

Sie entfernte sich nach links, aber schon nach zwei Minuten kehrte sie umgekleidet zurück. Sie trug jetzt eine lange Schürze aus grober Leinwand wie die Maria Petrowna's. Ihre Haare waren hoch hinaufgekämmt und in einen festen Knoten geschlungen. Halb lächelnd grüsste sie nach rechts und links, und, ebenso blass wie früher, ging sie in's Vorzimmer hinaus.

Stratanow, welcher die ganze Zeit unbeweglich in der Ecke gesessen und alles, was vorging, beobachtet hatte, erhob sich plötzlich entschlossen und lief beinahe ihr nach. Auf der Treppe holte er sie ein.

„Klaudia Michailowna!“ schrie er von oben nach unten, und seine Stimme zitterte.

Ohne stehen zu bleiben, erhob sie den Kopf.

„Sie sind's?“

„Ja, ich bins . . . Erlauben Sie mir hierzubleiben.“

„Wozu?“

„Ich werde Sie erwarten.“

„Wozu?“

„So.“

Sie zuckte die Achseln und verschwand in dem feuchten, kalten Korridor. Er blieb auf dem Flur stehen, stand eine Minute unentschlossen da und kehrte dann in die Wohnung zurück. Dort waren schon alle zum Gehen bereit. Etschmiadsoff verabschiedete sich finster von allen, Gorelin bat die Schustowa, sie begleiten zu dürfen, und erhielt offenbar die Erlaubniss, da er die Zeitschrift schon unter dem Arme trug. Der Artillerist Arkanow schlug Benewolsky vor, noch eine Partie Schach zu spielen, aber dieser nahm seine Mütze und erklärte, dass er auch zu der Kranken gehe.

„Und Sie, Kollege?“ fragte er Stratanow.

„Ich werde warten,“ antwortete dieser.

„Aber das kann sich bis zum Morgen hinziehen!“

„Thut nichts. Wenn ich nicht so lange warte, lasse ich ein Zettelchen zurück. Es handelt sich um etwas ich hatte keine Zeit mehr, darüber zu sprechen.“

Alle gingen auseinander. Stratanow blieb allein und fing sogleich an, im Zimmer auf und abzugehen. Die Köchin Anisia kam herein und fragte, ob er nicht Thee wolle. Er sagte zerstreut ja und Anisia brachte welchen.

Der Thee blieb jedoch kalt auf dem Tische stehen. Stratanow ging aus einer Ecke in die andere und bemerkte nicht, wie die erste, zweite und dritte Stunde verging. Er empfand in seinem Herzen etwas Unangenehmes, das er weder definiren noch erklären konnte. Was war heute Abend vorgegangen? Nichts Bestimmtes. Er rief sich jede Kleinigkeit zurtück: wie er in's Krankenhaus kam, sich bei dem Pförtner und dem Portier erkundigte, ob die Ablonskoja zu Hause sei, wie er sie an der Thür traf, im Esszimmer Platz nahm, sie um Gehör bat, wie er ihr von seiner Liebe sprach und ihr unerwartetes Geständniß hörte. Das alles war nichts, nichts. Dann hatte er ihr seine Meinung über sie gesagt. Und, bei der Erinnerung daran, stieg ihm das Blut in's Gesicht und seine eigenen Worte klangen wie ein Vorwurf in seinen Ohren: „Sie sind leichtsinnig wie ein Kind. . . . Sie können nicht auf die Erfüllung einer kleinen Caprice verzichten. . . . Sie sind oberflächlich, im höchsten Grade oberflächlich.“

Und ihre Antwort: „Sie kennen zu gut alle meine Fehler. . . . Aber seien Sie nicht böse. . . . Man kann einen Menschen nicht dafür züchtigen, dass er so ist. . . .“

Wie deutlich kennzeichnete sie beide dieser kleine Dialog! Er im Bewusstsein seiner seltenen Vorzüge und des Rechtes, das ihm seine Untadeligkeit verlieh, hatte roh in ihre Seele gegriffen, und sie, in ihrer bescheidenen Einfachheit hatte bitter lächelnd ihre Schwächen zugegeben. „Seien Sie nur nicht böse, trotz alledem, seien Sie nur nicht böse.“ Sie fühlt sich nicht beleidigt, sie kränkt sich nur darüber, dass sie so unvollkommen ist und fügt hinzu: „Wenn Sie wüssten, wie schade das ist! Ihr Ernst streift an Härte.“

Nein, nicht an Härte, an etwas viel Schlimmeres. Im Grunde hat sein ganzes Vernichtungsurtheil seinen Ursprung in dem Gefühle des Aergers, weil sie nicht jeden seiner Wünsche erfüllt, sondern mit einem Etschmiadsoff spazieren fahren will, weil er nicht alles für sie ist, weil sie sein Gefühl nicht „für eine zu ernste Sache hält, weil tausend Dinge ernster sind als das.“ Was für Dinge? Da ist eines, um dessentwillen sie bereit ist, nicht nur auf die Ausführung „einer kleinen Caprice,“ sondern vielleicht auch auf Grosses zu verzichten. Und er schämte sich, dass er das Gefühl des Aergers nicht überwunden und sie beleidigt hatte, und dass sie sich unvergleichlich grösser gezeigt hatte als er.

Und dann diese beleidigenden Gedanken über sie, als Benewolsky sich zu ihm gesetzt und sie gelobt hatte! Wie gewissenlos er sie vor sich selbst verleumdet hatte! Seltsam, dass Liebe ungerecht sein kann. Er liebt sie ja, das unterliegt für ihn keinem Zweifel.

Er hatte sie vor zehn Jahren in Petersburg kennen gelernt. Er beendete

damals sein Studium, und sie kämpfte für die Anerkennung ihrer Rechte, nachdem sie aus dem Auslande zurückgekehrt war, wo sie ihre Ausbildung erhalten hatte.

Diese Bekanntschaft war aber eine oberflächliche. Sie waren gleichaltrig, aber sie kam ihm viel älter vor. Natürlich! Er hatte seine Lehrjahre ohne Hindernisse, auf dem ebenen Wege, dem ausgetretenen Pfade, zurückgelegt, während sie ihre Rechte schwer erkämpfen, und jeden Schritt vorwärts im Sturm nehmen musste. Schon damals überraschte ihn ihre Energie, ihr Selbstvertrauen, ihr Vertrauen zu ihrer Kraft, und jene Selbstständigkeit, die den Leuten eigen ist, welche sich ihre Stellung im Leben aus eigener Kraft erringen. Sie hatten gemeinsame Bekannte, man sprach über sie, und er hörte viele Klatschgeschichten. Im Grunde verzieh ihr Niemand ihre Selbstständigkeit, und deshalb vergass man keine ihrer Schwächen. Schon damals hatte er eine Geschichte von einem ausländischen Maler gehört, aber diese war offenbar zu Ende, da der Maler dort geblieben war, und sie nicht daran dachte, zurückzukehren.

Später vergass er sie. Er beendete sein Studium und nahm alle möglichen Stellungen ein. Zuerst wurde er Regimentsarzt, dann Kreisarzt, darauf fuhr er nach Petersburg, um dort sein Examen zu machen und seine Dissertation zu vertheidigen und endlich liess er sich hier auf eigene Gefahr nieder. Er erwarb sich Erfahrung und die Achtung seiner Kollegen. Nicht nur Benewolsky hatte eine hohe Meinung von seinen Kenntnissen. Jetzt war er fünfunddreissig Jahre alt, sie ebensoviel. Sie sah aber jünger aus, weil in ihr das Leben frisch sprudelte. Als er sie hier traf, war er erstaunt darüber, wie gut sie sich conservirt hatte. Genau als ob die zehn Jahre an ihr vorübergefliegen wären.

Hier hörte er neuen Klatsch über sie, aber wieder bezog sich alles auf Vergangenes. Und Niemand konnte es ja beweisen. In der Gegenwart war nichts, was ihn bestätigen konnte. Ihre lebhaftige Natur zeigte sich darin, dass sie sich mit Jugend umgab, dass sich um sie alles schaarte, was nur interessant in der Stadt war; aber Interessantes war nicht viel. Es hatte jemand nur nöthig, eine Fahrt auf's Land vorzuschlagen — zu Wagen, im Boot, zu Fuss, ganz egal — so war sie einverstanden und hielt es mit ihm — es mussten nur Menschen sein, und Lärm, Lachen, Unterhaltung, Luft und freie Natur.

Er bemerkte nicht, dass er anfang sie zu lieben und sie täglich zu treffen suchte, und als er es bemerkte, überzeugte er sich, dass auch sie ihn bevorzugte. Nach diesen Entdeckungen begann sein Gefühl einen praktischen Ausweg zu suchen. Die Frage lag so, dass es ihm nicht schwer war, einen zu finden: Heirathen. Was konnte besser sein als diese Verbindung? Sie hatten eine gemeinsame Sache, sie würden zusammen arbeiten. Und bei diesem Gedanken stehen bleibend, hatte er ein unbestimmtes Gefühl, dass er eine Art Recht auf sie besässe. Die sie umgebende Gesellschaft fing an, ihn aufzureizen. Alle diese lärmenden Unterhaltungen waren unfruchtbar, sie schenkte ihnen zu viel Aufmerksamkeit. Er hätte sie alle verdrängen wollen — das war so natürlich. Er deutete es ihr an, aber sie verstand ihn nicht. Da kam ihm der Zweifel, ob sie ihn wirklich bevorzuge. Er analysirte sie genau und war jedesmal unzufrieden. Das, wodurch sie fesselt, ist ihre sympathische, offene, lebhaftige Natur. Das besticht. Die Träume von gemeinsamer Arbeit mit ihr

sind aber Phantasieen. Sie liebt zu sehr das Geräusch des äusseren Lebens, sie giebt sich zu leicht den Eindrücken hin. In ihr ist nichts Solides, nichts Gründliches.

Und heute war er fast froh gewesen, dass er sich so weit ausgesprochen hatte, da es noch möglich war, für immer zu gehen. Jedoch diese eine Minute, ihr Erscheinen mit dem bleichen, besorgten Gesicht, die Eile, mit welcher sie sich umgekleidet hatte, dieser einfache Ton, in dem sie allen ankündigte, dass die Fahrt nicht stattfinden würde, diese eine Minute schmiedete ihn an seinen Platz und änderte mit einem Male alle seine Entschlüsse.

(Schluss folgt im nächsten Heft.)

Rundschau.

In eigener Sache.

Nach dem Erscheinen unseres Septemberheftes ist von einem bis dahin an Verlag und Redaktion des „Sozialistischen Akademikers“ beteiligten Herrn im „Vorwärts“ eine Ankündigung erfolgt, welche gewisse Vorgänge, die im Rahmen des bisherigen Verlages und der Redaktion sich abgespielt haben, in durchaus entstellter Form der Oeffentlichkeit zur Kenntniss brachte. Es sollte der Glaube erweckt werden, dass nun nach dem Austritt jenes Herrn keine Aussicht vorhanden sei, dass der andere Inhaber des bisherigen Verlages (Firma Hans Baake) das Organ im bisherigen Sinne mit entsprechendem Inhalt fortführen wird, aus welchem Umstand dann die Berechtigung der Gründung eines Konkurrenz-Organs hergeleitet wurde.

Wir haben im „Vorwärts“ bereits das Nöthige erwidert. Wir haben erklärt, dass die Misshelligkeiten lediglich durch die Schuld des einen nunmehr zurückgetretenen Theilnehmers entstanden sind. Dieser Herr, der von Januar bis September dem Verlage des Blattes angehörte, hat die Absicht gehabt, den „Sozialistischen Akademiker“ in seine Hände zu bekommen und somit das geistige Besitzthum der sozialistischen Akademiker seinen Privatzwecken nutzbar zu machen. Er hat dann, als dieser Plan scheiterte, durch fortgesetzte Chikane, zu denen ihm sein juristisches Recht am Verlage die Möglichkeit bot, die Existenz des Blattes zu vernichten gesucht. Ein aus Parteigenossen bestehendes Schieds-

gericht hat sich mit dem Thun dieses Herrn, der damals noch am Verlage theilhaftig war, befasst und hat dieses in dem Urtheile mit folgenden Worten gekennzeichnet:

„..... In diesem Verfahren sehen wir eine Hervorkehrung des kapitalistischen Eigenthumsstandpunktes gegen Partei-Genossen, die das moralische Mit-eigenthum besaßen, einen Verstoß gegen Treu und Glauben und gegen sozialistische Grundsätze.“

Und ferner haben wir in unserer Abwehr erklärt, dass an dem Titel „Der sozialistische Akademiker“ Niemand ein Recht hat als die sozialistischen Studenten und Akademiker Deutschlands, die unser Blatt gegründet und zu ihrem Organ erklärt haben.

Soweit der bisherige Verlauf der Dinge. Wir behalten uns vor, falls es nöthig wird, weiteres Material zur Beurtheilung des Falles und der in Betracht kommenden Persönlichkeit den Genossen zu unterbreiten. Der Versuch, die Einheitlichkeit der sozialistisch akademischen Bewegung zu sprengen und den in unserem Organ gegebenen Zusammenhang der sozialistischen Akademiker zu vernichten, soll an dieser Stelle nochmals energisch zurückgewiesen werden. Es darf unmöglich ein Zustand eintreten, in welchem mit dem geistigen Eigenthum einer gesammten Bewegung nach dem persönlichen Belieben einer ein-

zeln hierzu nicht qualifizierten Person umgesprungen wird. Gegen ein solches Verfahren wandte sich auch schon eine im „Vorwärts“ erschienene, von einer Anzahl älterer sozialistischer Akademiker unterzeichnete Erklärung, die folgenden Wortlaut hatte:

„Die Unterzeichneten erklären, dass die bisherige Haltung des „Sozialistischen Akademikers“ in keiner Weise die Gründung eines Konkurrenz-Organs, wie sie in No. 232 des „Vorwärts“ für den 15. Oktober angekündigt ist, rechtfertigt. Sie halten ein solches Unternehmen, das sich nicht im Geringsten auf prinzipielle Gründe berufen könnte, für durchaus illoyal und sind bereit, das alte bewährte Organ der sozialistischen Akademiker in jeder Beziehung nach wie vor zu unterstützen.“

Genossen und Kommilitonen!

Im Interesse unserer jungen erst aufblühenden Bewegung, die vor Zersplitterung und Zersetzung bewahrt werden muss, fordern wir Euch auf, festzuhalten an dem gemeinsamen Band, das uns alle verbunden, und einzustehen für das Organ, das Euch bisher vertreten hat und vertreten wird!

Aus der Zeit.

Conduitenlisten für Lehrer. Die Regierung des Bezirks Magdeburg hat am 2. September dieses Jahres die Kreis-Schulinspektoren und durch diese die Lokal-Schulinspektoren und Rektoren in einer ihnen direkt zugegangenen Verfügung aufgefordert, ihr unter Anderem einen Bericht über „das amtliche und ausseramtliche Verhalten der Lehrer“ und zwar über „ihre sittliche Haltung im Allgemeinen“, über ihre „Fortbildung“, über ihr „Verhältniss zu den Vorgesetzten“ und über ihre „Stellung zur Gemeinde, besonders zu den Eltern ihrer Schüler“ einzureichen.

Der moderne Staat zeigt sich auch hierdurch wieder als ein Unternehmer nach Freiherrlich Stumm'schem Rezept, der sich nicht damit begnügt, die Arbeitskraft und die Leistungen der von ihm gemieteten Kopfarbeiter im Interesse seines Betriebes anzuwenden, sondern der eine Prämie auf das Denunziantenthum und die Liebedienerei setzt, welche ihm ermöglichen soll, in die Privatverhältnisse und Privatmeinungen angeblich geistig unabhängiger und selbstständiger Menschen einzudringen, um die Guten zu sondern

von den Bösen, die Patriotischen von den „Unsittlichen“ u. s. w. So persönlich unangenehm für den Einzelnen mitunter dieses System der schwarzen Listen sein mag, so zufrieden können wir mit den Resultaten desselben sein, denn die Früchte desselben fallen einzig und allein dem Sozialismus in den Schoos. h-n.

Von den Hochschulen.

Berlin, Oktober 1896. Am Donnerstag, den 15. d. Monats, erfolgte unter den üblichen Formalitäten an der hiesigen Universität der Rektoratswechsel. Magnificenz Wagner räumte seinen Amtssessel der neuen Magnificenz Brunner. — Neben all' der mittelalterlichen Herrlichkeit, die bei dieser Gelegenheit ausgekramt wird, haben wir auch in diesem Jahre wieder erlebt, wie da plötzlich die geheiligten Universitäts-Hallen sich mit Frauen füllten, wie die Thore, die doch sonst nur den stärksten weiblichen Fäusten nachgeben, höchst gastfrei sich ihnen öffneten. Selten tritt so deutlich die Thatsache vor unser Auge, dass man die bürgerliche Frau als Schmuckstück und Zierrat gern da verwendet, wo leere Aeusserlichkeit sich breit macht, dass man aber, wo es sich um ernste Dinge, um die Wissenschaft, handelt, die gefürchtete Konkurrentin als „ungeeignet“ von der Thür weist. Genau dasselbe Schauspiel bei dem lächerlichen Aktus, der den schönen Namen Promotion führt. Die arbeitenden Frauen liebt man nicht, nur die Damen, die als Ausputz und Flitter dienen. —

Einen Rückblick auf das Amtsjahr Wagners zu werfen, dürfte sich später wohl noch die Gelegenheit bieten. Gross begann es; war doch die Wahl Wagner's eine Protestwahl gegen die Amtsführung des Herrn Pfeleiderer, durch den sich die Männer der Wissenschaft doch etwas zu arg kompromittirt fühlten. Und wie war das Ende? Darüber giebt es nur eine Stimme unter allen, die Gelegenheit hatten, mit einer ersteren studentischen Angelegenheit vor die hohe Behörde zu kommen. Das höchste, dessen die deutschen Professoren noch fähig zu sein scheinen, ist ein geschicktes Laviren, durch das man den Schild der wissenschaftlichen Ehre noch gerade so rein zu halten bemüht ist und dabei „höheren Orts“ anzustossen glücklich vermeidet. Selbstbewusst auf eigenes Recht zu pochen, davon ist leider nie die Rede. d.

Königsberg, September 1896. Seit Jahren befindet sich die hiesige Königliche und Universitäts-Bibliothek in einem geradezu skandalösen Zustande, in erster Linie wegen der völlig unzureichenden Räumlichkeiten in dem alten Gebäude in der König-Strasse und der hierdurch bedingten mangelhaften Verwaltung. Der Werth der Bibliothek für die Studirenden, insbesondere für die, welche umfangreichere Litteratur für Spezialarbeiten brauchen, ist daher mehr als problematisch. Es ist auch wiederholt in der Oeffentlichkeit Klage über die unerträglichen Uebelstände geführt worden, aber, obgleich es bereits Anfangs 1891 hiess, dass mit dem Neubau demnächst begonnen werden würde, und man sich schon einen bestimmten Platz auf dem Tragheim zeigte, auf dem die Bibliothek binnen Kurzem erstehen sollte, ist die Angelegenheit praktisch noch heute keinen Schritt weiter gekommen. Nunmehr weiss die Presse zu berichten, dass „die Regierung an der Ausarbeitung der Pläne zu dem Neubau des Bibliothekgebäudes auf einem bereits vom Fiskus erworbenen Grundstück mit grossem Eifer thätig“ sei. Ja, diese Eilfertigkeit ist so gross, dass beim Ministerium die Absicht bestehen soll, im Frühjahr 1898 mit dem Bau zu beginnen! C.

München, Sommer 1896. Ein Ausschuss der Studirenden hat sich hier gebildet, angeblich zur Vertretung der Interessen sämmtlicher Studenten der Universität. Zu diesem Ausschuss stellt jede Korporation einen Vertreter, von den nicht inkorporirten Studenten dürfen dies je 35 thun. Da die Anregung zur Bildung des Ausschusses vom D. C. ausgegangen war, so betheiligten sich die Korps selbstverständlich nicht. Den Vorsitz führt die Burschenschaft Arminia, der weitere Vorstand besteht aus der Landsmannschaft Ratisbonia, der A. T. V. Munichia, der Verbindung Apollo, der katholischen Verbindung Aenania und dem akademisch-pharmazeutischen Verein. Die Nichtinkorporirten kommen hierbei nicht in Frage! D. St.

Frauenstudium.

An der Berliner Universität werden Frauen als Studentinnen zwar immer noch nicht geduldet, auch wenn sie im Besitz eines deutschen Abiturienten-Zeugnisses sind. Doch ist für das Hören der Vorlesungen insofern eine Erleichterung eingetreten, als die Erlaub-

niss des Unterrichtsministers, die bis dahin in jedem speziellen Falle eingeholt werden musste, vom Beginn des Winter-Semesters ab nicht mehr erforderlich ist. Es schien also die Absicht zu bestehen, die strengeren Bestimmungen, die vor einiger Zeit gegen die studirenden Frauen in Berlin erlassen waren, und die es glücklich zuwege gebracht hatten, dass ihre Zahl im letzten Semester von 60 auf 35 zurückging, ein wenig wieder zu mildern.

Diese Erleichterung ist man indessen wohl nur im Prinzip durchzuführen gesonnen. Die faktischen Maassnahmen sind jedenfalls ganz anderer Natur. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Rektors, Prof. Brunner, war die, einer Anzahl Damen, die bisher unbeanstandet Collegia besucht hatten, die Hörsäle zu verschliessen, mit der Motivirung, dass der von ihnen erbrachte Ausweis über ihre Vorbildung nicht genügend sei. Nun ist es freilich mit dem Bildungs-Ausweis überhaupt eine eigene Sache. Da bestimmte Vorschriften über ihn, besonders bei Ausländern, nicht existiren, so ist die Aufnahme immer mehr oder weniger von der Willkür des Rektors abhängig. Es liesse sich gegen strengere Forderungen in dieser Hinsicht nicht viel einwenden. Nur sollte man bei Frauen, denen unsere Vorbildungsanstalten doch nicht offen stehen, und die mit dem Besitz selbst einer geringern, als Abiturienten-Bildung, einen Beweis von Intelligenz und vor Allem von Energie geliefert haben, weniger auf das absolute Quantum der Gelehrsamkeit sehen, als auf die durch die relative Ausbildung bewiesene Höhe des Könnens. Vollends ausser Acht zu lassen, dass man plötzlich auch solchen Frauen die Qualifikation zum Studiren bestreitet, die eine Zeitlang bereits studirt haben und eben durch den Wunsch, das Studium fortzusetzen, beweisen, dass ihre Fähigkeiten zur Bewältigung desselben auch vollständig ausreichen. Dass unseren „akademischen Kreisen“ das Eindringen der Frauen in die Wissenschaft und die akademischen Berufe nicht besonders angenehm ist, ist selbstverständlich; vernichtet sie doch die gesammte ehrwürdige und eigentlich so wenig begründete Autorität der alteingesessenen gelehrten Männer, ja, setzt diese der Kritik der Frauen aus, die von Rechts wegen schweigend zu bewundern haben, und eine solche Kritik aus inferiorer Frauenmuna ist immer ganz besonders

peinlich. Aber dann sollten die akademischen Behörden doch radikal sein und sich auf kein Paktieren mit dem weiblichen Geschlecht einlassen. Dass man die Damen aber offiziell in gentlemanlicher Weise aufnimmt, um sie dann meuchlings wieder zu entfernen, das dünkt mich denn doch wenig ehrenvoll zu sein. Oder hält man sich für verpflichtet, der Stimmung in Regierungskreisen dadurch Rechnung zu tragen, dass man einen Zickzackkurs markirt?

C.

Revenen.

In den „Grenzboten“ ist ein Artikel, überschrieben: „Die Grossen und die Kleinen“, erwähnenswerth, weil sich in ihm das landläufige Herausstreichen des Kleinbesitzes gegenüber dem Grossbesitz zu einer Art von sozialpolitischem Axiom verdichtet. Es wird dem freilich oft heuchlerischen Mitleid mit den „Kleinen“ die angebliche Misère der „Grossen“ gegenübergestellt, nun aber nicht, wie es konsequent wäre, für ein Zuhilfekommen den „Grossen“ gegenüber plaidirt, sondern empfohlen, für die Stärkung der „Kleinen“ zu arbeiten. Erst das sei „wahre Sozialpolitik“. Es wird hervorgehoben, dass der fleissige Landarbeiter sich heute schon in der Jugend etwas erübrigen könne, sich dann einen kleinen Besitz zu erwerben im Stande sei und schliesslich ein kleines Vermögen zurücklege, während der Grossgrundbesitzer durch die sich erhöhenden Löhne ruinirt würde, wodurch sein Loos sich bedeutend schlimmer gestalte wie das des „Kleinen“. Nun, da ist doch zweierlei zu bedenken. Einmal geht bei dem Ankauf eines Stückchen Landes durch einen kleinen „Kaethner“, dessen erspartes Vermögen in die Hände des kapitalistischen Parzellirer über, der dabei noch Mitbesitzer wird und ohne die geringste Mühe die Früchte der fremden Arbeit einheimst, sodass dem Käufer thatsächlich von dem erstandenen Boden höchstens ein Fünftel zur eigenen Nutznutzung bleibt. Dann aber sind durch die notorische Verschuldung der meisten Güter im Osten Deutschlands auch die „Grossen“ nicht auf Rosen gebettet. Wer ist hier nun derjenige, der den Gewinn von diesem faktischen Niedergange der Landwirtschaft hat? Hier ist nicht dem Grossgrundbesitzer der Käthner gegenüber zu stellen, sondern an beiden saugt ein dritter, und das ist der städtische industrielle Kapitalist, der in Gemeinschaft mit den kreditgebenden Banken immensen

Gewinn aus der Beleihung und dem Verkauf der Ländereien zieht. Das ist aber eine natürliche Folge der kapitalistischen Produktionsweise, gegen die allein es gilt zu Felde zu ziehen. Dieser Entwicklung entgegen zu wirken, wie es der Verfasser des Artikels verlangt „im Interesse der Sozialpolitik“ ist ein Unding und kann nur zu grösseren Konflikten führen.

Auf die Utopie, die Gesetzgebung müsse der „Gesamtheit“ dienen, hier einzugehen, erübrigt sich wohl, da schon zum Ueberdross hervorgehoben wurde, dass die Interessen der Gesamtheit nur da die gleichen sein können, wo es keinen Mehrwerth und kein Lohnsystem giebt.

A. S.

Professor Delbrück giebt in den „Preussischen Jahrbüchern“ (August-Heft) ein im Grossen und Ganzen zutreffendes Bild von der Auflösung der diversen politischen und wirthschaftlichen Parteien Deutschlands und knüpft daran eine Betrachtung über die Folgen aus diesem Auflösungsprozess, die sich nach ihm konzentriren in der Nothwendigkeit einer neuen „nationaldemokratischen“ Partei. Diese solle gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: sie soll die Verfassung freiheitlich ausbauen, die soziale Reform fortführen und für Stärkung der Wehrmacht (Flottenverstärkung) wirken, und dann hierdurch der Sozialdemokratie den Boden abgraben. Bei der „Popularität“ des Militarismus eine heikle Aufgabe. Abgesehen davon, dass der freiheitliche Ausbau der Verfassung und die Stärkung der Wehrkraft zwei sich ausschliessende Dinge sind, durch deren Vereinigung allein die neue Partei sich ihr Grab graben würde.

A. S.

In dem Septemberheft der „Freien Bühne“ beginnt Franz Giesebrecht wiederum eine Herausgabe von „Tagebuchblättern eines Afrikareisenden“. Sie stammen von dem Afrikareisenden Hans Hirsch, der jetzt als Kaufmann in Berlin lebt und 1889–1890 sich an der Kilima-Ndscharo-Expedition des Dr. Hans Meyer betheiligte. Diese Expedition liegt den Tagebuchblättern zu Grunde. Was bis jetzt von ihnen vorliegt, rechtfertigt das Urtheil des Herausgebers in der That, der im Vorwort bemerkt, dass sie sich „durch gute Beobachtung und fesselnde Darstellung“ auszeichnen. Wir möchten auf sie im Einzelnen indess erst eingehen, wenn sie im Oktoberheft abgeschlossen vorliegen. Nur soviel für heute, dass sie

für die Tagesgeschichte besonders dadurch interessant sind, dass sie vortrefflich die ethnologischen und geographischen Verhältnisse der Gegend schildern, auf der Herr Dr. Peters wenige Jahre nach dieser Expedition seine durch Bebel aufgedeckten Heldenthaten vollbrachte. Uebrigens findet sich auch in den bis jetzt vorliegenden Tagebuchblättern schon ein recht charakteristisches Urtheil über Herrn Peters: „Etwas roh vielleicht und wild, ein Draufgänger, wie er im Buche steht, und darum als Kulturträger nicht gerade sonderlich zu empfehlen! — Aber sonst ein ganz hervorragender Mensch, äusserst begabt, energisch, tapfer, ein guter Kamerad“ (pag. 837). — Für den Geographen haben diese Tagebuchblätter ihren besonderen Werth darin, dass sie endlich eine — wie es bis jetzt scheint — möglichst objektive Schilderung der Meyer'schen Expedition geben. Wenn man Herrn Dr. Meyer genauer kennt und weiss, mit welcher Genugthuung er den Werth seiner persönlichen Leistungen überall hervorzuheben pflegt und durch seine ausgedehnten Verbindungen etc. verbreitet (er ist der Inhaber des Bibliogr. Instituts in Leipzig und Ernst Haeckel's wegen seiner schönen Frau vielbenedeter Schwiegersohn), so wird man um so mehr den neuen Bericht über seine Expedition zu schätzen wissen. Wir sind auf die Fortsetzung desselben daher recht gespannt.

Von dem weiteren Inhalt des vorliegenden Heftes möchten wir ferner einen weitschweifigen und ziemlich oberflächlichen Artikel des Herrn Professor Platter (Zürich) hervorheben. Indem er, wie so häufig, einzelne Erscheinungen einer tiefen und grossen Bewegung mit ihrem Wesen identifizirt, wird es ihm natürlich leicht, der Bewegung Dinge und Ideen zu unterschieben, die leicht zu kritisiren sind. Es lohnt sich nicht, auf seinen Artikel „Der Krieg gegen die Mütter“, näher einzugehen.

Im wohlthuenden Gegensatz, besonders was die Behandlung des Gegenstandes betrifft, steht zu dem Platter'schen Artikel ein feiner Aufsatz Wilhelm Bölsches, „Zur Naturgeschichte des modernen Romans“. Mit gewohnter Sachkenntniss und Tiefe der Behandlung macht er die Besprechung von Zola's „Rome“ zu einem bedeutenden litterarhistorischem Essay. Es gewährt ruhig urtheilenden Zeitbe-

obachtern jetzt eine ganz besondere Genugthuung, Zola in seiner ganzen machtvollen genialen Grösse wieder einmal gewürdigt zu sehen, denn es gehört heute in gewissen „modernen“ radikalen Kreisen beinahe zum guten Ton, in Zola's neuesten Schöpfungen überall Spuren einer erschöpften, seilen Produktivität zu finden. — Aber dennoch können wir Bölsche's Artikel nicht ganz unterschreiben, weil wir da nicht mit ihm übereinstimmen, wo er tadeln zu müssen glaubt. Nicht als ob wir Zola's Leistungen als untadelhaft sans phrase hinstellen möchten, aber wenn er z. B. von „Le Docteur Pascal“ sagt: — „der Roman hatte an sich eine ungünstige Komposition, der Stoff hemmte überall und so kam der Band gegen L'Oeuvre in keiner Weise auf“, so bedauern wir sehr, dass er uns gerade für diese Behauptung in seinem zusammenfassenden Essay, der nothgedungen viele unbewiesene Behauptungen enthalten muss, den Beweis nicht geben kann. Was uns anbetrifft, so stehen wir nicht an, gerade den „Doktor Pascal“ für das bedeutendste seiner Werke zu halten; wir haben diese Meinung auch gleich nach dem Erscheinen des Werkes in einer eingehenden Besprechung desselben seiner Zeit in einer anderen Zeitschrift klarzulegen versucht. —

Sehr niedlich und hervorhebenswerth ist ferner in diesem Hefte ein „soziales Gespräch auf dem Miste“ von Otto Julius Bierbaum, das in sehr reizenden Verslein „Ritter Hahn und Bauer Entersch“ in einem sozialen Gespräch vorführt und, so man es symbolisch auffasst, auch ganz lehrhaft und aktuell ist. —

E-z-n.

Notizen.

Der ewige Student. Vor Kurzem starb in Greifswald der älteste Kandidat der Theologie in Deutschland im Alter von nahezu 70 Jahren. Der Betreffende ist bis zu seinem Tode bei der Greifswalder theologischen Fakultät inskribirt gewesen, ohne je ein Examen zu machen. Ein entfernter Verwandter von ihm, ein reicher Mann, hatte ihm nämlich ein Vermögen hinterlassen, aber nur unter der Bedingung, dass er dessen Zinsen nur so lange geniessen dürfe, als er studirte und ohne Anstellung sei; später solle das Vermögen Stiftungen zufallen. Der Kandidat studirte bis an sein Lebensende. D. St.